Helv.
329

Helv. 329

Geschichte

Kurze Geschichte der Schweiz.

Verbesserte Auflage.

Ex donat: Molliana

Zürich,
bey Orell, Geßner, Füßli und Comp.
MDCCXCI.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Die mehr und minder wichtigen Veränderungen, welche diese dritte Auflage von den frühern unterscheiden, sind ein williges Opfer, das der Verfasser der schweizerischen Eintracht bringen möchte. Indem er zuerst einzig auf die bestimmte Zahl seiner Schüler, reformirter Confeßion, seine Aufmerksamkeit einschränkte, dacht' er nicht daran, daß seine Catholischen Miteidgenossen sein Büchelgen vielleicht auch brauchen könnten, aber, geärgert durch die Vorstellungsart ihrer unterscheidenden Lehren der Religion, als vergiftende Nahrung, so weit als möglich, aus den Augen ihrer Jugend entfernen würden. Nachher hofft' er immer, daß, wenn es auch selbst nicht gefiele, doch wenigstens jemand aus ihrem Mittel mit Weglassung oder Veränderung der gefährlich scheinenden Stellen, einen ähnlichen Leitfaden spinnen, an dem die Schweizer-Knaben

der Lobl. Catholischen Orte die Geschichte unsrer gemeinschaftlichen Väter zu studieren anfangen würden, und etwas gemein machen möchte, woran der Verfasser ein Beyspiel gemeinnüzigerer Behandlung sehen könnte. Es ist ihm aber nichts zu Gesicht gekommen, als eint und andre, theils freundschaftliche, theils bittere Bemerkung, die ihn auf die Spur leitete, auf welcher er nun den Versuch waget; ohne Beeinträchtigung der Wahrheit, einen Weg der Behandlung schwieriger Punkten unsrer Geschichte einzuschlagen, welche das über diese Schrift gefällte Urtheil der Verbannung hie und da aufheben könnte. Weder die entfernteste Neigung zur Proselitenmacherey, noch irgend eine andre Art von Zudringlichkeit hat Antheil an dieser gesuchten Aussöhnung; sondern der Wunsch, etwas zur Verbreitung der vaterländischen Litteratur und Geschichte beyzutragen, wenigstens derselben nicht entgegen zu arbeiten, bewog dazu den Verfasser.

Am 2. Christm. 1790.

Einleitung.

Unser Vaterland ist nicht immer so gewesen, wie es jetzt ist. Es war eine Zeit, wo große Wälder und Moräste Gegenden deckten, in welchen heut zu Tage schöne Städte und Dörfer stehen; und grosse Städte standen ehmals da, wo jetzt gesäet und geerndtet wird. Einmal war Zürich eben so gut römisch-katholischer Religion, als jetzt noch Baden oder Zug; und zu einer andern Zeit waren unsere Vorfahren Heiden, die viele Götter anbeteten. Alle Einwohner unsers Vaterlands lebten vor einigen hundert Jahren entweder als kleine Fürsten auf hohen Schlössern und Thürmen, oder als Geistliche, oder als arme Sklaven; jetzt sind keine Sklaven mehr, und nur wenige Fürsten, aber viele tausend freye Bürger und Bauern, und auf den Bergen sieht man nur zerfallende Trümmer alter Burgen.

Die Erzählung dieser großen Veränderungen, und andrer Begebenheiten, welche sich in der Schweitz von einer Zeit zur andern zugetragen, heißt die Geschichte der Schweitz. Weil dieselben ihre Ursachen und Anläße hatten, und allerley gute und böse Folgen nach sich liesen; so lernen wir aus der Geschichte den Zustand unsers Vaterlands zu allen Zeiten kennen, und was demselben überhaupt, oder einzelnen Städten und Ländern, oder auch einzelnen Menschen insbesondre heilsam oder schädlich gewesen; damit wir daraus weise Lehren für das künftige hernehmen. Denn was ehmals geschehen, würde auch uns begegnen, wenn gleiche Ursachen und Anläße wiederkämen.

Damit wir uns aber bey der großen Menge der Begebenheiten in so verschiednen Zeiten nicht verwirren, ist es gut, die ganze Geschichte in drey Abschnitte einzutheilen. Wir wollen den ersten Abschnitt die Alte Zeit, den zweyten die Mittlere, und den dritten die Neue

Zeit oder Geschichte nennen. Die alte Geschichte enthält die Begebenheiten vom Anfang an bis zum ersten Bund der Eidgenossen 1308. Die Mittlere gehet von da bis ins Jahr der Reformation fort 1519. Und die Neue Geschichte erzählt dann das übrige bis auf unsere Tage.

Allein in jeder dieser drey Zeiten hat sich so vieles zugetragen, und unser Vaterland ist oft im Lauf einer jeden derselben so sehr verändert worden, daß wir, um seine verschiednen Zustände nicht zu vermengen, auch in jeder wieder gewisse Zeiträume unterscheiden müssen.

Und so läßt sich die ganze Geschichte der Schweiz in zwölf Perioden oder Zeiträume eintheilen, deren jeder nicht nur besondre Ereignisse, sondern auch einen besondren Zustand der Sitten, Gebräuche, Sprache u. s. w. der Einwohner vor Augen legt.

Die längste Zeit der Alten Geschichte begreift

im I. Zeitraum, die Geschichte der ältesten Bewohner der Schweiz. — bis zu Christi Geburt.

im II. Zeitraum, die Geschichte derselben unter der römischen Oberherrschaft. — 450 nach Christo.

im III. Zeitraum, ihre Vermischung mit Burgundern und Allemannen. — 534.

im IV. Zeitraum, die Geschichte der Fränkischen Herrschaft. — 888.

im V. Zeitraum, die Reihe der zweyten Burgundischen Könige einer — und der Allemannischen Herzoge anderseits — 1032.

im VI. Zeitraum, die Ereignisse unter den deutschen Kaisern. — 1308.

Die mittlere Geschichte aber erzählt

im VII. Zeitraum, die Entstehung des Bunds der Eidnossen der acht Alten Orte. — 1389.

im VIII. Zeitraum, die Alten einheimischen Kriege — 1468.

im IX. Zeitraum die großen Kriege mit auswärtigen Fürsten mit der Vollendung des Bundes der Schweizer — 1520.

Endlich enthält die Neue Geschichte

im X. Zeitraum, die Erzählung der Reformation eines großen Theils der Schweiz. 1555.

im XI. Zeitraum, die neuen innern Zwistigkeiten — 1712.

im XII. Zeitraum die Aufnahm der Wissenschaften und Künste des Friedens bis auf unsre Tage — 1790.

Glükliche Jugend, wenn sie von diesem oder einem andern Leitfaden geführt, die Leitungen der Vorsehung, und die treflichen Tugenden unsrer Väter aus ihrer Geschichte lernt; lernt, daß Eintracht Aller, und hoher Sinn und Liebe fürs allgemeine Beste, sowol der Orte, und der Zugewandten, als der Angehörigen, seys der Reformirten oder Catholischen, daß Muth in Noth, und Bescheidenheit im Glük, daß Klugheit, und was sonst ein Volk edel und groß macht, der wahre Endzwek der Erlernung der Geschichte ist!

Die Alte Geschichte.

Erster Zeitraum.

Die ältesten Bewohner der Schweitz, vor Christi Geburt.

Schon lange vor Christi Geburt bewohnten viele kleine und große Völker, wie jetzt, unser Vaterland. Im ebnern Theil vom Rhein bis zur Rhone wohnten vier Völker, welche zusammen Helvetier hiessen. Eins derselben, die mächtigen Tiguriner, soll das Zürichgebiet nebst dem Thurgäu besessen haben. Die Bewohner der Bündtnergebürge hiessen damals Rhätier, und bestanden auch aus mehrern Völkern: und in Wallis waren Seduner, Veragrer, u. s. w. Wir wissen nicht einmal die Namen aller kleinen Völker, die unser Vaterland unter sich getheilt hatten. Ueberhaupt lebte ein jedes für sich und frey unter seiner selbst gewählten Obrigkeit. Die Bewohner der Alpen waren Hirten, und in den Ebnen ward das Feld gebaut. Wasser, Bier und Milch waren ihr Getränke. Alle waren abgehärtete, tapfere Leute, offenherzig, von einfältiger Lebensart; sie fragten niemanden nichts nach, und fiengen leicht Krieg an, wenn man sie beleidigte, oder wenn reiche Beute zu machen war.

Ihre Nachbarn jenseits des Rheins hiessen Germanen, und waren wegen ihrer rohen Tapferkeit berühmt. Jenseits des Jura wohnten die Celten oder Gallier, welche mehr dem Müßiggang, der Ueppigkeit und Weichlichkeit ergeben waren. Unb jenseits der Rhone fieng das Gebiet der Römer an, der mächtigsten, furchtbarsten, und in Künsten und Wissenschaften erfahrensten Nation dieser Zeit, die sich schon eine Menge Völker unterworfen hatte.

Die Helvetier führten häufige Kriege mit den Germanen. Bald zog eins und bald mehrere Völker der Helvetier und Rhätier ins Gebiet der Römer, und schlug sie, oder ward von ihnen geschlagen. Auch streiften die Helvetier etwa in Gallien, und kehrten mit Beute beladen wieder heim.

Einmal (60. J. v. Chr.) stand ein reicher und vornehmer Mann unter ihnen, Namens Orgetorix, vor dem versammelten Volk auf, und sprach: Es sey einem so tapfern Volk, wie die Helvetier wären, eine Schande, ein so kleines Land zu bewohnen: sie wollen ins vortrefliche Land der Celten ziehen; diese Weichlinge seyen leicht zu besiegen u. s. f. Diese Rede gefiel den kriegrischen Helvetiern. Man schaft das zu einer solchen Reise nöthige Geräth an, macht mit den benachbarten Germanen eine Abrede, daß sie mitkommen sollen, verbrennt Haus und Heimat, und Männer, Weiber und Kinder verlassen das Vaterland, und ziehen in Gallien.

Damals regierte in dem benachbarten römischen Gebiet ein tapferer, sehr kluger und kriegserfahrner Proconsul oder Landvogt, der auch sonst einen Haß auf die Helvetier geworfen hatte, Julius Cäsar. Diesen ruften die bedrängten Celten, welche mit den Römern in einem Bündniß standen, um Hülf an. Schnell rückt er mit einer Armee gegen die Helvetier an, und besiegt dieselben an zweyen Orten mehr durch List, gute Ordnung und Geschwindigkeit, als durch Tapferkeit. Er schickte die übriggebliebnen heim, die abgebrannten Städte und Dörfer wieder aufzubauen.

Von da an hörte Cäsar nie auf, Kriege mit allen Völkern nicht nur unsers Vaterlands, sondern auch der ganzen Nachbarschaft zu führen. Es mangelte ihm nie an einem Vorwand dazu, und er verstand es so gut, daß niemand ihm zu widerstehen vermochte. Zuerst besiegte er die Seduner, Veragrer und Viberer im Walliserland, um, wie er sagte, durch dieses Thal die Strasse in Gallien offen zu halten.

Hierauf (40. J. v. Chr.) kam die Reihe an die Rhätier, die auch, wie ehemals die Helvetier, gewohnt waren, umherzustreifen, und bald da bald dort im römischen Gebiet zu plündern. Eine römische Armee nach der andern fiel in die Rhätischen Gebürge ein, bis endlich auch diese hartnäckigen Vertheidiger der Freyheit, und also unser ganzes Vaterland in die Hände der Römer fiel.

Zweyter Zeitraum.

Die römische Herrschaft von Christi Geburt an bis Ao. 450.

Anfangs wurden die Helvetier sehr gelind gehalten, und durften nach ihren Sitten und Gesetzen leben. Da bauten sie die Städte Vindonissa (Windisch) Aventicum (Wifliß-burg) Urba, (Orbe) vielleicht auch Zürich, Zug und andere mehr. Die Rhätier und übrigen besiegten Völker wurden den römischen Landvögten und Feldherren unterworfen. Und dieß Schicksal hatten endlich auch die Helvetier, als die Germanen große Kriege mit den Römern führten, und diese, um ihren Einfällen zu wehren, Festungen in Rhätien und am Rhein bauten, und durch römische Soldaten das Land bewachen liessen. Wo sich die römischen Regimenter lange an einem Ort aufhielten, pflanzten sich gewöhnlich Flecken und Städte an, wie zu Augusta (Aeugst) Arbor felix, (Arbon), oder es wurden Märkte und Gerichtsplätze angelegt, wie zu Confluentia, (Coblenz) Forum Tiberii, (Kayserstuhl) Curia, (Chur.)

Und so hatten unsere Vorfahren einerley Schicksal mit allen römischen Unterthanen. Waren die obersten Beherrscher oder Imperatoren der Römer, friedfertige und gerechte Männer, die kluge und gute Landvögte und Feldherren erwählten, so hatten es auch die Unterthanen gut. Aber einmal (70 J n. Chr.) wurden die Helvetier von einem römischen Feldherrn selbst bekriegt, und am Bözberg ge-

schlagen, weil sie ihm nicht huldigen wollten, ehe sie recht wußten, daß der vorhergehende Imperator nicht mehr am Leben sey. Andere Imperatoren thaten ihnen Gutes, und vertheidigten sie gegen die unruhigen Germanen.

Von der Zeit an besuchten eine Menge Römer unser Vaterland; und die Helvetier selbst wurden zum Feldbau und einem ruhigen Leben angehalten. Zu (Neus), Colonia equestris, ward eine Stadt für Ritter angelegt, einen Stand von Römern, zu welchem nur die Vornehmern gehörten. Zu Aventicum (Wiflisburg) und Vindonissa (Windisch) bekamen etliche hundert römische Soldaten Wohnungen und Aecker. Man trift überall Resten von Wohnungen der alten Römer im ebnern Theil der Schweiz an. Dieser Aufenthalt der Römer in unserm Vaterland veränderte seinen Zustand gänzlich. Allmählig wurden nicht nur römische Gesetze, Münzen und die lateinische Sprache, sondern auch römische Tracht und Kleidung, ihre Künste und Bauart eingeführt, denn die Römer waren Liebhaber der angenehmen Künste, und des geselligen Lebens. Aquæ (Baden) ward durch seine Bäder ein Ort des Vergnügens. Zu Aventicum stand ein Theater. Das Land ward von seinen Wäldern und Morästen gereinigt, und mit Städten, Landhäusern, prächtigen Landstrassen, Handel und allerley Gewerben besetzt. Aber eitle Pracht, wollüstiges Leben und schlechte Sitten vertrieben mit der wilden Roheit und Unwissenheit auch die alte Einfalt und den kriegerischen Muth der alten Einwohner unsers Vaterlands.

Mittlerweile (100.) waren die benachbarten Germanen von einem andern noch rohern Volk, das sich Allemannen nannte, vertrieben worden. Diese neuen Nachbarn beunruhigten den am Rhein liegenden Theil von Helvetien sehr. Unzählige Male kamen sie über den Rhein zu rauben und Dörfer und Städte zu plündern, und kehrten dann mit Beute beladen wieder heim. Sie wurden bisweilen von den römischen Feldherren geschlagen, und versprachen Friede zu halten: brachen aber immer wieder von neuem ein, und ver-

heerten das Land. Denn die Römer, besonders die vornehmen Leuthe und die Officiers, waren je länger je feigere und verdorbenere Leute.

Bis jetzt waren die Helvetier abgöttische Heiden gewesen, die mit den Römern den Merkur und Jupiter und andere eingebildete Götter angebetet hatten. Allein nachdem sich die Christen in dem benachbarten Italien ausgebreitet, besuchten auch einige unser Vaterland. Wer zuerst? und wann? und wo? davon ist vieles ungewüß, auch manches fabelhaft. Jedoch standen im vierten Jahrhundert christliche Kirchen zu Genf, Augst, Chur, in Wallis und hernach in Wiflisburg und Windisch. Die Bischöfe waren ihre Vorsteher.

Endlich kam eine Zeit (400.), wo die meisten Völker ihre Heimat verliessen, und sich in den Wohnplätzen anderer setzten, die sie vertilget oder vertrieben hatten. Jede tapferste und wildeste Nation unterdrückte die durch Ueppigkeit und Zweytracht geschwächten. Unter andern brach ein Volk mitten aus Germanien auf, die Burgunder, und setzte sich in die Wohnplätze der Gallier, und den daran gränzenden Theil unsers Vaterlands, der daher klein Burgund genennt wurde. Die Römer liessen es geschehen, daß sie den Helvetiern den größten Theil des Landes und der Sklaven wegnahmen, und unter sich theilten.

Auch die Allemannen drangen von neuem (450.) über den Rhein; bemächtigten sich ohne vielen Widerstand des übrigen Helvetiens, theilten ebenfalls weit den größern Theil des Landes unter sich, und der Name Helvetier verschwand. So schwach und unfähig waren jetzt die römischen Imperatoren, daß sie ihre Unterthanen jedem fremden Volk zum Raub werden liessen!

Dritter Zeitraum.

Die Burgunder und Allemannen, von Ao. 450. bis Ao. 534.

Nun waren die alten Einwohner sehr vermindert. Viele waren in die Gebürge geflohen. Die übrigen wohnten mitten unter Burgundern, Römern und Allemannen. Die Reuß theilte damals, wie man vermuthet, unser Vaterland in zween Haupttheile, den burgundischen und den allemannischen Theil.

Die Burgunder hatten Könige, von welchen der eine friedliebender und besser war, als der andere. Sie liessen den alten Einwohnern ihre römischen Sitten und Gesetze; nahmen selbst von denselben den christlichen Glauben an; stifteten hie und da eine Kirche oder Kloster, und machten den Geistlichen reiche Einkünfte aus. In ihrer Regierung und Lebensart gliechen sie den Allemannen.

Diese hatten nämlich das eroberte Land größtentheils unter sich getheilt. Jeder Soldat besaß seinen Bauernhof und seine Sklaven, von deren Arbeit er lebte. Viele Bauernhöfe zusammen machten einen Bezirk aus, den man Cent nennte. Ueber denselben war ein Richter gesetzt, den man Centenar oder Centgraf hieß. Der Gerichtsplatz hieß Mallus; und vor diesem Gerichte der Centenaren wurden alle Händel der Freyen (so hieß man diese eingeseßnen Soldaten zum Unterschied der Sklaven, die von ihnen gänzlich abhiengen) gerichtet. Verschiedne Centen zusammen machten ein Gau aus, worüber einem Graf die Oberaufsicht zustand, der auch alles entschied, worüber die Centenare nichts ausmachten. Von der Zeit an ward unser Vaterland in Gaue oder Grafschaften abgetheilt, in Zürichgau, Thurgau, Aergau, u. s. w. welche später in mehrere Grafschaften zerstückt wurden. Die Grafen standen unter einem Herzog. Die Freyen hatten keine andre Pflicht gegen

ihre Regenten, als im Krieg bewaffnet mitzuziehen, wo dann der Herzog General, Grafen und Centenare die Officiers waren. So führten die Allemannen und Burgunder ihre alte Lebensart fort. Ihre Sklaven regieren, jagen, fischen, Kriegsübungen waren ihre Geschäfte im Frieden. Unter ihnen nahm die alte Wildheit der Sitten, Unwissenheit und Aberglauben wieder überhand. Die Allemannen hatten die christliche Religion wieder ausgerottet, und Götzen wurden in Wäldern und auf Bergen angebetet. Moräste und Haine bedeckten allmählig das Land wieder, Städte und Festungen hingegen und alle Ueberreste der römischen Künste wurden beynahe vertilget.

Auch überzogen andre wildere und grausamere Völker, als die Allemannen, die Gränzen unsers Vaterlands, und verheerten mit unmenschlicher Wuth alle Gegenden, wohin sie kamen.

Ost-Goten, und später Langobarden, die vorher Italien erobert, drangen bis auf den Gothard und besetzten das Land der welschen Vogteyen.

Hunnen brachen von der Morgenseite herein, und streiften längst dem Rhein und Bodensee, und kehrten oft wieder zurück, wenn sie auch schon einmal verdrängt waren.

Indessen hatte sich im angränzenden Gallien ein mächtiges Volk aus Germanien, die Franken, ausgebreitet. Ihr damaliger König Clovis, oder Ludwig, ein unersättlicher Eroberer, gerieth in Streit mit den Allemannen, und schlug sie in einem grossen Treffen bey Tolbiac am Rhein. (496.) Er bemächtigte sich der Bauernhöfe der Erschlagnen, behielt viele für sich als König, und theilte die andern seinen Soldaten aus, die im Verfolg auch unser Vaterland mit den ältern und neuern Einwohnern theilten, als ihnen die Ostgoten auch die Bündnergebürge abtraten.

Clovis hatte einige Jahre regiert, und war gestorben, als seine Söhne auch mit dem burgundischen König Sigmund Händel bekamen. Sie nahmen denselben, in dem von ihm gestifteten Kloster St. Moriz in Wallis gefangen,

und liessen ihn tödten. Nach mehrern Jahren rissen sie dieß Reich ganz an sich, und brachten so unser ganzes Vaterland unter ihre Fränkische Herrschaft (534.), nachdem das Burgundische Königreich etwa 128. Jahre gedauert, und sich in dem König Godemar geendigt hatte.

Vierter Zeitraum.

Die Fränkische Herrschaft, von Ao. 534. bis Ao. 888.

Die Könige der Franken oder von Frankreich waren also die dritten Oberherren unsers Vaterlands. Sie liessen demselben die gleiche Einrichtung. Städte waren beynahe keine, denn die alten Deutschen liebten, an freyer Luft zu leben. Das ganze Land war in Bauernhöfe eingetheilt. Diese gehörten mit ihren Sklaven den Freyen; die Freyen standen unter den Cent- und Landgrafen; die Grafen unter zween Herzogen, von Burgund und von Allemannien, und diese unter dem König, der sie wählte. Jedes Geschlecht der Einwohner lebte nach seinen eigenen Gesetzen, die Römer und alten Einwohner nach römischen, die Allemannen nach allemannischen, u. s. w. Auch die Richter wurden in jedem Fall von den streitenden Partheyen selbst aus ihrer Nation erwählt, und urtheilten im Mallus unter dem Vorsitz eines Grafen. Der Gesetze waren wenige, denn alte Gewohnheiten und der Eid, oder die Probe ein glühendes Eisen in die Hand zu nehmen, in siedendes Wasser zu greifen, und auf Leib und Leben zu fechten, dienten im Gericht für Beweise, daß man recht habe. Alle Verbrechen wurden mit Geld gebüßt, wovon die Folge war, daß vorzüglich der Arme gestraft wurde, und der Reiche leicht Verbrechen begehen konnte.

Die Fränkischen Könige waren Christen, und führten nach und nach in unserm ganzen Vaterland die christliche Religion wieder ein. Manche Kirche, und Kapelle und man-

ches Kloster wurde gebaut, wo die Leute dem Gottesdienst beywohnen konnten. Noch war das Volk an heidnische Gebräuche gewohnt, die es nicht leicht lassen konnte. Und die Priester waren meistentheils unwissende Leute, die nebst den Königen und Grafen etwann auch lesen und schreiben konnten. Alter heidnischer Aberglaube, und immer größere Unwissenheit brachten in den Gottesdienst viel abergläubisches. Nichts destoweniger schenkte man ihnen so viel Land und Leute, mit aller Herrschaft über dieselben, und machte so viele Vergabungen, daß die Bischöfe und Aebte reiche und mächtige Herren wurden. Sie verdienten dieselben zum Theil dardurch, daß sie aus ihren Schäzen Gutes thaten, Fürsten erzogen, Gesandte an fremde Fürsten waren, öde Gegenden anbauten; daß die Klöster Zufluchtsorte in unruhigen Zeiten, und Veranlassungen zu Fleken und Städten waren; und die Mönchen sich durch Feldbau, Künste, Abschreiben der Bücher, um Land, Leuthe und Gelehrsamkeit verdient machten; dann damals trieben sie alle Art von Handarbeiten. Da machten die Geistlichen auch ein eigenes Gesetzbuch, nach welchem die ihrem Kloster oder Kirche gehörigen Leute gerichtet werden sollten, welches man das kanonische oder kirchliche Recht nannte, und den andern Gesetzbüchern vorzog.

Indessen war unter den ersten Fränkischen Königen mehr Unruhe als unter den Allemannen. Es war damals kein Gesetz, daß nur der älteste Sohn seines Vaters Königreich erben sollte. Wenn also ein König mehr als einen Sohn hinterließ, so konnten die Söhne nie im Frieden theilen, und war der blutigsten Kriegen oft lange kein Ende. In diesen Theilungen hieß Allemannien Austrasien; und so hatte unser Vaterland oft zwey Könige zu Oberherren, die Burgunder einen, und die Allemannier einen andern. Während solcher Kriege nahm die Liebe zum Soldatenleben, Wildheit, Unwissenheit und Aberglauben überhand. Kaum konnten noch die Richter lesen; Gebäude, Kleider, Lebensart, alles war ohne Bequemlichkeit und Schönheit; die

Häuser

Häuser und Kirchen waren dunkel, schauerlich und ohne Geschmak: man nennt sie daher Barbarisch oder Gotisch. Nur Pferde und Waffen wurden geschätzt: Künste und Gelehrsamkeit aber kannte man nicht.

Auch mußten die Könige, um sich ihre Diener, die Herzogen, Grafen, Hausbedienten, Feldherren, gewogen zu erhalten, ihnen häufige Geschenke von ihren Gütern machen. Dadurch wurden sie selbst arm, und die Unterthanen reich, sie verlohren von ihrem Ansehn und ihrer Macht, so daß zuletzt (750.) ein Staatsbedienter dieser armen Könige seinen Herrn in ein Kloster stieß, und sich selbst zum König erhob. Er hieß Pipin, und sein Sohn war Carl mit dem Zunammen der Große; ein Wohlthäter unsers Vaterlands, und seines ganzen Königreichs.

Denn er reiste selbst in seinem weiten Reich herum, Recht und Gericht zu halten, und hielt sich auch zu Zürich auf. Er hatte die mächtigen Herzoge abgeschaft, die den Königen nicht mehr gehorchen wollten, und ließ von Zeit zu Zeit die Regierung der Grafen durch Gesandte untersuchen. Er schrieb den Dienern der Kirchen und Schulen Ordnungen vor, und suchte allerley Künste und Wissenschaften wieder in Aufnahm zu bringen. Dabey war er ein furchtbarer Held im Krieg, und in seinem häuslichen Leben ein Mann von einfältiger Lebensart. An Weisheit übertraf er alle Könige, die vor ihm unter den Franken gewesen waren, und war der mächtigste Fürst seiner Zeit. Er ließ sich (800.) zu Rom zum Römischen Kayser krönen, nachdem er vorher Italien erobert hatte.

Dieser weise Carl hatte einen Sohn, welcher nach ihm (840.) allzugütig regierte. Er hieß Ludwig der Andächtige. Dieser machte durch seine allzugroße Gelindigkeit, daß alle seine Staatsbediente den Respect verlohren. Die Grafen thaten in ihren Gauen, was sie gut dünkte; und da sie vorher nur so lang Grafen gewesen waren, als es den Königen gefiel, so geschah es jetzt, daß die Grafen auf Lebenszeit erwählt, ja ihre Söhne nach ihrem Tod wieder

Grafen, und so diese Aemter erblich wurden. Die Söhne Ludwigs stiessen ihren Vater ins Kloster, theilten das Reich, und führten mit einander einen blutigen Krieg, bis endlich einer, Lothar den Burgundischen Theil, ein anderer, Namens Ludwig, Austrasien von unserm Vaterland erhielt, nebst vielen Ländern in Deutschland, und daher König der Deutschen hieß.

Endlich geschah mit der Familie des Grossen Carls, was vorher mit den Nachkommen Clovis. Zwar starb derjenige Zweig derselben, welchem Burgund gehörte, bald aus, und der deutsche König Ludwig erhielt nun wieder unser ganzes Vaterland. Allein das half nichts; die Grafen gehorchten nicht mehr, seitdem sie nicht mehr abgesetzt werden durften, und kamen Gesandte der Könige, ihr Verhalten zu untersuchen, so wurden sie wenig geförchtet. Da die Könige selbst schlechte nnd ungeschickte Regenten waren, und durch Geschenke und Freyheiten, die sie andern mittheilten, sich selbst um Reichthum und Ansehen brachten; so wagte es ein Burgundischer Graf, Namens Rudolf von Stretlingen, von dem König abzufallen, und erhob sich mit Hülfe der andern Grafen dieses Herzogthums (888.) zum König von Burgund. So erhielt ein Theil unsers Vaterlands einen Regenten aus einem neuen Geschlecht.

Fünfter Zeitraum.

Die zweyten Burgundischen Könige und die Herzogen von Allemannien, von Ao. 888. bis Ao. 1032.

Der König der Deutschen ward sehr zornig über die Empörung dieses Burgunders, der sich jetzt König Rudolf den I. nannte, und wollte ihn mit Gewalt zum Gehorsam zwingen, konnte aber seiner nicht ganz Meister werden; vielmehr wurde der Ungehorsam allgemein. Die Grafen erkannten zwar den König für ihren Oberherrn; aber nahmen

seine Befehle nur dann an, wann sie ihnen gefielen, und herrschten in ihren Ländern, als gehörten sie ihnen eigenthümlich. Nur wann ein Geschlecht vom Grafen ausstarb, gab der König oder Kayser die Grafschaft unter dem Namen Erblehen einem andern. In der That hatten die Kayser kein Ansehn, weil sie zu schwach waren, die Uebertretter ihrer Befehle allemal zu strafen, und weil der Ungehorsamen zu viele waren. Jeder Graf nöthigte hierauf die Freyen Güterbesitzer in seinem Bezirk ihn für ihren Oberherrn zu erkennen, ihn zu beschützen: wofür sie hinwieder seinen Schutz haben sollten. Sehr viele Freye thaten das auch zur Rettung ihrer Sicherheit. Einen solchen Schutzangehörigen nannte man des Grafen Vasall oder Lehnknecht oder Dienstmann, und den Grafen den Lehnherrn. War dieser Lehnknecht reich, so gab er einen Theil seiner Güter und Herrschaft einem andern Freyen zum Lehen, und machte ihn zu seinem Vasall. Alle diese Herren nannten sich vom Adel; Grafen und Freyherren hiessen vom vornehmern, die übrigen vom gemeinen Adel. Der Graf von Kyburg hatte wol 100. Vasallen. Bischöfe, Aebte und Klöster hatten Vasallen, die ihnen Dienste leisteten.

Dieser Ungehorsam, und die daraus erfolgte neue Errichtung so vieler vast überall unabhänglicher Herrschaften verursachte die gröste Verwirrung und Elend. Weil die Könige ihr Ansehen verlohren hatten, so war niemand, der die Händel des Adels unter einander beylegte. Da nun schafte ein jeder sich selbst mit dem Degen in der Faust Recht gegen seinen Nachbar. Grafen zogen gegen Grafen, Bischöfe gegen den Adel, und der Adel gegen die Bischöfe, um eines Schimpfworts und dergleichen schlechten Ursachen willen zu Feld. Die Vasallen zogen ihren Herren, die Lehnherren den Vasallen zu Hülf, und in allen Ländern wurden die grausamsten Kriege geführt, die man Fehden nannte. Diese Fehden wurden zuletzt selbst durch die Gesetze erlaubt; und nicht wer recht hatte, sondern der stärkste spielte den Meister. Von da an ward der Krieg das einzige

Geschäft des Adels. Man baute die Wohnungen auf steile Berge mit Thürmen und Graben. Und je mächtiger einer war, destomehr gemeine Edelleute hielt er sich als Soldaten, als wenn ringsherum nichts, als Raubthiere wären. Weil den Geistlichen verboten war, selbst geharnischt in den Krieg zu gehen, so bezahlten sie irgend einen Grafen oder Edelmann, der bereit seyn mußte, sie und ihre Einkünfte zu vertheidigen. Er hatte den Titel Kastenvogt.

Diesen täglichen Unruhen zu steuern, setzte ein König der Deutschen, Namens Conrad wieder einen Herzog über Allemannien, der den Grafen im Frieden zum Aufseher und Richter, und im Krieg zum General dienen sollte. Der erste dieser Herzoge (911.) hieß Burkhard. Allein damit war dem Uebel nicht geholfen; denn waren gleich die Herzoge der Kayser nächste Verwandte, so empörten sich dennoch einige, in Hofnung ganz unabhängig und frey zu werden, und erfüllten unser Vaterland mit Blutvergiessen.

Indessen herrschte in Burgund, nach dem Tod des ersten Königs Rudolfs, sein Sohn, und dann dessen Sohn, u. s. f. Ihre Residenz war Peterlingen, so wie vor der Theilung von dem in Frankreich ligenden Burgund Arelat (Arles in Frankreich) und ihr Gebiet erstreckte sich bis an Baden und Basel. Einem derselben hatte ein deutscher König für eine heilige Lanze (mit derselben soll Christus am Creuze durchstochen worden seyn) das ganze Aergau gegeben. Sie lebten im Frieden mit den Kaysern, wann sie schon anderwärts Kriege führten. Einige derselben waren den Priestern so zugethan, daß sie viele Klöster bereicherten oder neu erbauten.

Unter den deutschen Kaysern lebten in diesen Zeiten (936.) einige, die für sich selbst sehr mächtig waren. Es waren unter anderen drey von gleichem Namen, Otto I. II. III. welche die Herzogen, Grafen und Geistliche wieder im Respect erhielten, und furchtbare Krieger waren. Diese liessen viele Flecken und Dörfer, dergleichen Zürich, Solothurn, u. a. m. waren, mit Mauern umgeben, und machten sie zu Städten. Sie thaten dieses theils fremden

Feinden desto besser zu wehren, theils dem Adel einen Zaum anzulegen, der sich nun vor den Städten des Kaysers zu förchten anfieng. Aber auch viele Herzogen, Grafen und Bischöfe bauten Mauern um Dörfer und Flecken und verschaften sich damit eigne veste Plätze. Niemand wollte anfangs gern in Städten wohnen; da schenkten die Ottonen den Handwerkern, Bauern und Künstlern, die dahin zogen, Vorzüge; z. E. sich eigne Richter in ihren Geschäften zu wählen; Fremde zu Bürgern aufzunehmen; Märkte, u. dgl. Auch der Adel mußte seinen Sklaven mehr Freyheit geben, damit sie nicht in die Städte entliefen. Und so lebten in den Städten Edle und Bischöfe oder Klosterleute, mit ihren Sklaven, welche Handwerke und Feldbau treiben, einige Freye, und etwann ein Vogt des Kaysers, der in seinem Namen die oberste Herrschaft ausübte.

Die Kayser hatten nur allzuoft mit fremden Völkern, die sich Saracenen, Normänner ꝛc. nannten, Kriege zu führen. Und diese Kriege waren unsern neuen Städten eine zweyte Gelegenheit Freyheiten zu erhalten, wenn sie die Kayser besser, als der Adel mit Soldaten oder Geld unterstützten. Nun durften sie Zünfte oder Meisterschaften nach den Handwerken errichten; eigne Richter und Räthe haben; Bündnisse mit Städten und Edlen machen; sich selbst mit den Waffen vertheidigen; oder auch einen benachbarten Graf zum Schutzherrn nehmen u. a. m. Gewöhnlich waren damals 12. Rathsherren in jeder Stadt, welche meistens aus Edelleuten genommen wurden, die in Thürmen in den Städten wohnten. Zu Zürich regierten je 12. vier Monate, dann wieder 12. andere, und noch 12. andere; dann die erstern wieder.

Burgundische Könige waren in allem fünfe. Der letzte derselben Rudolf der Dritte, hatte keine Kinder. Daher wollte er, daß sein Königreich auf seinen Freund und Vetter, den damaligen Herzog Heinrich von Allemannien falle, der auch nach der Hand Kayser wurde. So endigte sich (1032) das zweyte Burgundische Königreich unter

Kaiser Conrad II., dem Nachfolger Heinrichs, das auch das Königreich Arelat genannt wird; und unser Vaterland kam wieder ganz unter die Herrschaft der deutschen Kayser.

Sechster Zeitraum.

Die deutschen Kayser, von Ao. 1032. bis Ao. 1307.

Mit diesem Vermächtniß waren die Burgundischen Edelleute und besonders ein mächtiger Graf, Eudo, auch ein Vetter des letzten Königs, nicht zufrieden; denn dieser wäre lieber selbst König gewesen. Und so zettelte sich (1033.) ein blutiger Krieg an, in welchem das Burgundische Reich getheilt wurde. Was jenseits der Jura lag blieb als ein Lehen nur schwach mit dem teutschen Reich verbunden, dem die Könige von Arles wenig nachfragten: klein Burgund in unserm Vaterland blieb dem Kayser und näher mit Deutschland vereinigt; und das Land am Genfersee, das gegen Mittag liegt, ward einem Freund des Kaysers, dem Graf von Maurienne, welcher hernach Graf von Savoy hieß, ebenfalls als ein Lehen zu Theil. Endlich ward der Graf Eudo in Burgund zum Regent über das Helvetische Burgund oder Uechtland gemacht, und seine Nachkommen blieben bey dieser Ehre eines kayserlichen Statthalters.

Allein an den Uebeln der Fehden war noch nicht genug. Die Macht der Geistlichen, und besonders des Haupts derselben, des Pabsts zu Rom, verursachten noch weit grössere. Sint langem waltete ein Streit zwischen dem Pabst und Kaiser über die Frage, wer das Recht habe, Bischöfe zu erwählen, und ihnen ihre grossen Herrschaften und Gewalt zu übergeben, oder sie, wie man sagte, zubelehnen. Die Päbste behaupteten, die Bestellung und Belehnung der Bischöfe, Aebte, u. s. w. gehöre ihnen zu. Etliche Kayser hatten bisdahin nachgegeben. Aber jetzt (1056.)

lebte einer, mit Namen Heinrich der IV. der ihnen aus allen Kräften widerstand. Der Pabst, Gregor VII. hieß er, verbott bey Straf des Kirchenbanns dem Kayser zu gehorsamen. Der Kayser aber verfolgte diejenigen Edelleute und Städte mit Feuer und Schwert, welche es mit dem Pabst hielten. Nun hielten die Priester denen, welche sich dem Pabst widersetzten, keinen Gottesdienst: (dieß hieß in den Bann thun) und der Kayser erklärte die für Rebellen, und mahnte jedermann auf, sie mit Waffen anzufallen, welche dem Pabst anhiengen (dieß ward Kayserliche Acht genannt); und so stand ein halbes Jahrhundert lang und länger alles gegen einander im Aufruhr, auch unser Vaterland wurde in diesen Streit verwikelt. In derselben Stadt, in demselben Land, hielten es die einen mit dem Pabst, die andern mit dem Kayser, und verfolgten einander mit äusserstem Grimm. Die Stadt Zürich hielt es einmal mit dem Pabst: da ward sie vom Kayser belagert; ein andermal mit dem Kayser, da hielten die Geistlichen keinen Gottesdienst mehr. Die Züricher halfen sich, und jagten diese zur Stadt hinaus. Und so thaten auch einmal die Länder Uri, Schweitz und Unterwalden.

Mehr als einmal setzte der Pabst den Kayser Heinrich IV. ab, und ernannte den Herzog von Allemannien zum neuen Kayser, dessen Familie oft zu Zürich war. Da war des Kriegens kein Ende, bis endlich dieser Herzog Rudolf starb, und Heinrich Kayser blieb. Um seine treuen Freunde zu belohnen, gab nun dieser das Herzogthum Allemannien zween Herren, welche es theilten, Friederich von Stauffen, und dem Grafen von Zähringen; der erstere ward Herzog zu Schwaben genannt. Nach dieser Theilung war der Graf von Zähringen, Herzog von demjenigen Theil, zu welchem unser Vaterland gehörte, und den Nahmen Allemannien behielt. Er hatte so viel Ansehen, daß er beym Ausgang des Burgundischen Hauses des Eudo auch zugleich zum Regent von Burgund, und hiemit von ganz Helvetien gemacht wurde. Der Adel unsers Vater-

lands beneidete diese mächtigen Herzogen, und die Zähringer suchten hinwieder den Adel zu demüthigen. Sie hielten es nicht nur mit Zürich und den übrigen kayserlichen Städten, sondern bauten in einem Zeitraum von 100. Jahren verschiedene neue. (1179.) Bern und Freyburg haben den letzten derselben den Ursprung zu danken.

Mitten in diesen unruhigen Zeiten ermahnte man die Christen zu einem Kriegszug ins ehmalige jüdische Land. Die Wallfahrten zum Grab Christi in demselben waren immer allgemeiner geworden. Der Ort aber lag jez unter der Herrschaft der Araber oder Sarazenen, welche die dahin reisenden Pilgrimme immer mehr drükten. Man rief alles auf, um den heiligen Ort ihren Händen zn entreissen. Die Päbste versprachen Ablaß der Sünden und ewiges Leben als für das frömmste Werk allen, die den heiligen Feldzug mitmachen würden. Alles kam in Bewegung. Zu verschiedenen Zeiten zogen, voll übelverstandner Frömmigkeit und Heldenmnths, Grafen, Bischöfe, Herzoge, Könige, eine ungeheure Menge gemeinen Adels, Mönchen, Bürger und selbst Weiber aus, das heilige Land den Ungläubigen wieder abzukriegen. Hunger, Pest, das Schwerdt der Feinde und andre Uebel frassen den größten Theil dieser Armeen auf. Man nannte diese ungeheuren Feldzüge Kreutzzüge, und die Soldaten Kreutzfahrer; denn jeder hatte ein Kreutz auf seinen Rock genähet. Viele Edlen, Priester, Bürger unsers Vaterlands nahmen Theil daran.

Das nun gab (1100. &c.) unserm Vaterland eine neue Gestalt, und war ein neuer Schritt zur Freyheit des Volks. Viele Edelleute waren umgekommen; viele die im Krieg von ihrem Vermögen aufgeopfert, mußten Güter und Freyheiten aus Armuth verkaufen; viele mußten Güter den Sklaven als Lehnleuten verleihen, und ihnen erlauben, etwas für sich zu verdienen. Die Hofnung sich etwas eigen zu machen, machte die Sklaven arbeitsam; sie sammelten sich Reichthum, und kauften den Edelleuten gegen Steuern, Abgaben und Zinse, ihre Aecker und Häuser, und viele her-

nach auch diese Zinsen und Abgaben ab. Auch den Städten verkauften verarmte Edelleute Land und Leute. Auch die Klöster bereicherten sich von denselben. Nie wurden so viele Klöster gestiftet, als in den Zeiten der Kreutzzüge. Hier baute einer ein Kloster zum Dank für seine glückliche Heimkehr; und dort einer, weil er auf dem Weg das Gelübde gethan; und ein dritter, um sein Alter in andächtiger Ruhe darinn zu beschliessen. Mehr als 20. Klöster unsers Vaterlands haben diesen Zeiten ihren Ursprung zu danken.

Endlich starb der letzte Herzog von Zähringen, (1218.) er hieß **Berchtold** der V. und Allemannien hörte auf ein Herzogthum zu seyn. Von da an gaben die Kayser jeder Stadt und jedem Land, das keinem Grafen mehr gehörte und Freyheiten genoß, einen **Reichsvogt** aus dem Adel, der die Steuern an den Kayser einziehen, und die Uebelthäter richten mußte; denn Zürich, Bern, Basel, Solothurn, die Länder Uri, Schweitz und Unterwalden hatten den Kaysern allmählig alle andern Rechte abgekauft, oder geschenkt bekommen, und hiessen Reichsstädte und Reichsländer. Ja alle Städte, Flecken und Dörfer erhielten nach und nach viele Freyheiten, von Kaysern, oder Bischöfen, oder Edelleuten, wenn diese Geld bedurften, oder Dienste belohnen wollten. Es entstand der Bauernstand aus Sklaven, die man frey gelassen.

Unter den unaufhörlichen Fehden dieser Zeiten waren keine glücklicher, als diejenigen, welche die Städte mit dem sie umgebenden Adel führten. Zürich gewann das Gebiet des Freyherren von Regensperg, und kriegte auch mit dem Graf von Toggenburg. Manches Schloß, manches Städtlein ward verbrannt, von denen noch traurige Resten stehn. Aber auch eine Menge Festungen ward neu gebaut. Allenthalben herrschte Unordnung, und je ein Graf machte sich durch den Ruin eines andern groß, jede Stadt sich durch Bekriegung benachbarter Feinde mächtig.

Indessen liessen sich die Folgen der Kreutzzüge immer mehr auch in den Städten und dem ganzen Zustand unsers

Vaterlands spühren. Weil ein Theil der Armeen, Waffen und Lebensmitteln nebst andern Waaren durch Zürich und über den Gotthard in Italien giengen, und wieder zurück kamen, so entstand der Kaufleutenstand, und ein großer Handel zu Zürich und in andern Städten. Es wurden die lange Gotthardsstrasse gebaut, Wälder ausgerottet, u. dgl. Die Kreutzfahrer, welche in den fremden Ländern, durch die sie gereißt, allerley kostbare Früchte, Waaren, neue Künste und Sitten gesehen, brachten neue Arten von Weinreben, Obstbäumen, Oliven u. a. m. zurück, und pflanzten sie auch bey Haus fort. Sie ahmten die Gold- und Seidenarbeiten der Italiener und Morgenländer nach; und man unterschied diese Künstler und Kaufleute durch den Namen achtbarer Bürger, die man dem gemeinen Adel an die Seite stellte. Die Pracht Morgenländischer und Italienischer Fürsten hatte die Augen des Adels geblendet, und der Adel und die reichen Bürger der Städte fiengen an ähnlichen Staat zu treiben; Köche, Marschälle, Sesselträger zu halten, und der Wollust nachzuhängen. Selbst die Klöster weiteiferten mit dem Adel, so daß zum Exempel das Fraumünster in Zürich und viele andere Klöster aus Armuth Landschaften und Herrschaften verkaufen mußten. Viele gemeine Edelleute wurden Freyherren, und viele Freyherren Grafen genannt. Gewürze und viele asiatische Waaren breiteten sich in Städten und Schlössern aus. Durch den häufigen Umgang der Leute wurden die Sitten höflicher und milder; die Unwissenheit wurde von neuen Sprachen und Künsten vertrieben. Die Dichtkunst ward eine Lieblingswissenschaft des Adels, und die Gelehrten wurden dem Adel gleich gehalten. Die Musikanten machten eine eigene Zunft, wie die Handelsleute, aus. Schulen wurden in Klöstern und Städten verbessert, oder neu gebaut. Von der Zeit an war Pracht und Wollust eine eben so unheilbare Krankheit der vornehmen Stände, als die endlosen Fehden.

Und damit die Gelehrten, Künstler, Handwerker und Bauern im Frieden ihre Gewerbe treiben könnten, stifteten

Könige einen eigenen Stand von Kriegern unter den Edelleuten, zu denen auch die vornehmern Bürger gezählt wurden, den man den Ritterstand nannte. Die Ritter sollten unschuldig gedrückte beschützen, oder Angriffe der auch damals noch sehr gefürchteten Sarazenen abhalten. Mit vielen Ceremonien wurden die neuen Ritter eingeweiht, wenn sie vorher Proben von Heldenmuth gegeben. Bald nahm man Ritter zur Sicherheit in Sold, im Kriege Hauptleute zu seyn; oder man machte ihnen Vergabungen und ordnete ihnen Einkünfte wie den Klöstern. Ihr Heldenmuth, ihre Höflichkeit und Großmuth verbesserten die Sitten. Krieg war ihr Geschäft, eine ihrer vornehmsten Kriegsübungen hieß Tournier.

Noch waren die Kriege mit fremden Völkern in diesen Zeiten immer häufig. In der Abwesenheit der gewöhnlich weitentfernten Kayser that jeder mächtige Graf, Bischof, jede Stadt, was sie gut dünkte, so daß man einen Zeitraum von etwa 50. Jahren, bis 1272. das grosse Zwischenreich nannte, weil es war, als wenn kein Kayser herrschte. Die Fehden des Adels und der Städte, Strassenraub, Mord, Plünderung, und tausend Ausschweifungen der Geistlichen waren der Innhalt täglicher Geschichten. Jetzt konnten die Städte unsers Vaterlands kaufen, oder an sich reissen, was sie nur immer wollten, denn der stärkste spielte den Meister. Die Freyheit nahm zu Stadt und Land überhand, und der Adel verarmte durch Pracht und Krieg. Viele Edelleute wurden Bürger in Städten, und waren dann im Krieg Hauptleute, im Frieden Richter. Auch Aebte und Bischöfe wurden Bürger in Städten, um ihren Schutz zu geniessen. Und viele Städte, Länder und Edelleute machten unter sich Bündnisse, einander im Fall der Noth beyzustehn. So hatten (1251.) Zürich, Uri, Schweitz und Unterwalden; ein andermal Zürich, Luzern und Toggenburg Bündnisse unter sich errichtet.

Damals lebte ein Graf Rudolf von Habsburg, der mächtigste unter allen Edelleuten unsers Vaterlands, und

dabey ein erfahrner Kriegsheld und weiser Staatsmann, der oft der drey Länder und der Zürcher Anführer gewesen. Diesen erwählte man mitten unter den Verwirrungen dieser Zeit (1273.) zum Kayser. Er stellte in vielem Ordnung und Frieden wieder her, und blieb auch seiner alten bekannten in Zürich und der Länder, und auch des Adels guter Freund, ob er gleich selten mehr ins Land kam.

Sein Haus ward berühmt und angesehn, und er machte seine zween Söhne, Rudolf und Albrecht zu Herzogen an den Grenzen unsers Vaterlands, zu Schwaben, und Oesterreich. (Von dem letztern stammten alle Herzoge von Oesterreich ab.) Endlich trieb ihn Ehrgeitz und Herrschsucht, mit Geld und Freundlichkeit oder Drohungen den Edelleuten und Klöstern unsers Vaterlands ihre Herrschaften abzukaufen, und freye Städte und Länder unter den Schutz der Grafen von Habsburg zu nöthigen. Viele thaten's, andere weigerten sich, und fielen in seine und seiner Söhnen Ungnade, so daß auch Bern von dem Kayser selbst, und Zürich nachher (1298.) von seinem Sohn Albert belagert wurde.

Albert oder Albrecht, dieser noch übrige Sohn des Kaysers (denn der andere, Rudolf war gestorben) stieg (1298.) durch Gewalt und Krieg auf den kayserlichen Thron, weil man ihn nicht allgemein zum Kayser haben wollte. Er war herrschsüchtig, geitzig und gewaltthätig, und suchte das in unserm Vaterland noch an sich zu reissen, was sein Vater noch nicht erhalten hatte. Aber er irrte sich, und stiftete eine ewige Freyheit in den Ländern, die er sich unterwerfen wollte. Er war's, der den ersten Bund der Eidsgenossen veranlaßte, mit welchem der zweyte Theil unserer Geschichte anfängt.

Die Mittlere Geschichte.

Siebenter Zeitraum.

Die Bündnisse der ersten Eidsgenossen und die Folgen derselben. Ao. 1308. bis 1389.

Um die Geschichte dieser Zeit zu verstehen, müssen wir die damalige Lage der Umstände kennen. Damals wußte man nichts von Cantons, zugewandten Orten, gemeinen Herrschaften, Tagsatzungen u. d. gl. sondern der Kayser Albrecht war der oberste Regent unsers Vaterlands; und besaß, als das Haupt der Grafen von Habspurg, viele Länder und Städte, welche jetzt im Zürich- Bern- Luzern- Zugergebiet liegen, das Thurgäu, Baden, die freyen Aemter, als eigen; seine Söhne aber hatte er zu Herzogen von Oesterreich gemacht.

Nach ihm herrschten andre Grafen, unter denen die von Safoi, von Neuburg, von Toggenburg und Rapperschweil die mächtigsten waren. Eine noch grössere Menge Freyherren, und fast unzählige Edle, welche Vasallen oder Dienstmänner des höhern Adels waren, regierten, jeder in seinem Bezirk. Noch standen fast auf allen Bergen Thürme und Schlösser, und die Edlen setzten ihre alte Lebensart fort; ihre Pracht und Wolleben; ihre Fehden und ritterlichen Uebungen. Nun diesen kostbaren Aufwand zu bestreiten, hatten manche reiche Einkünfte von ligenden Gründen, Lehen, Brüken u. s. w. andre erwarben sich durch Kriegsdienste, oder Bedienungen an Höfen Vermögen; aber manche legten sich auf das Strassenräuber-Handwerk, und plünderten vorbeyreisende Kaufleute, besonders in der Gegend um Schaffhausen und am Rhein: andere tyrannisirten mit barbarischem Stolz und Muthwill ihre Bauern, und sind noch jetzt unter dem Namen Zwingherren (eigentlich Twingherren) in schlimmem Angedenken. Meistentheils

haßten sie freye Städte und Länder, und standen gewöhnlich mit ihnen im Krieg.

Auf ähnlichen Fuß lebten auch die mächtigen Bischöfe von Basel, Constanz, Chur und Lausanne, und die reichen Aebte von St. Gallen u. s. f. Denn unser Vaterland war allenthalben angefüllt mit Klöstern, von welchen jedes Land und Leute zu regieren hatte. Selbst die Städte waren mit Klöstern besetzt, welche ihre Unterthanen inner- und ausserhalb der Mauern hatten. Das arme Landvolk seufzte häufig in der traurigsten Sclaverey unter der gesetzlosen Regierung der verschiednen Herren. Sehr viele Bauern auf Höfen und Dörfern durften ohne den Willen ihrer Herren weder wegziehen noch heurathen, und mußten, nebst den rechtmäßigen Zehenden und Zinsen, noch viele Steuern unter den Namen Neujahrgeschenk, Todtenfall, und hundert andern ihren Herren geben. Viele aber hatten sich allmählig von einer Beschwerde nach der andern von ihren verarmenden Herren losgekauft.

Mitten unter diesen Herrschaften lagen, frey von der Tyranney des Adels, viele freye Einwohner in den Ländern Uri, Schweitz und Unterwalden, einträchtig an einem gemeinschaftlichen See beysammen. Ihre Bewohner auf Bergen und in Thälern waren als rohe, einfältige, tapfre, freyheitliebende Leute bekannt. Eben so frey, aber ohne viel Gebiet waren die Städte, Zürich, Bern, Solothurn und Basel. Zürich schon so volkreich, wie jezt, und weit und breit berühmt wegen seiner Handelschaft, und der öftern Gegenwart der Kayser. Bern, wenn schon erst 120. Jahre alt, hatte sich schon lange durch seine vornehmen und kriegerischen Bürger bey dem benachbarten Adel in Furcht gesezt. Solothurn war damals schon ein alte Stadt, und eine Freundinn von Bern. Basel aber hatte sich in vielen Stüken von der Herrschaft des Bischofs frey gemacht. Viele grosse und kleine Städte und Länder waren auf dem Wege der Freyheit schon so weit gekommen, daß sie sich von den Steuern und Pflichten gegen ihre Her-

ren meistentheils losgekauft hatten, ob sie gleich noch unter ihrem Schutz lebten. Das war das Schiksal der Städte Lucern, Freyburg, Zug, Biel, und des Land Glarus, welche die Grafen von Habspurg noch zu Herren hatten; der Stadt Schaffhausen, die dem Kloster Allerheiligen daselbst; der Stadt Genf, welche dem Bischof; des Lands Appenzell, das dem Abt von St. Gallen, die einen in mehrern, die andern in mindern Stüken, angehörten.

In so verschiedenem Zustand befand sich unser Vaterland, als der Kayser Albert in die drey Länder drang, daß sie statt des Kayserlichen Schutzes, die Grafen von Habspurg zu Schutzherren annehmen möchten, damit seine Söhne, wenn auch keiner zum Kayser erwählt werden sollte (welches auch eintraf) dennoch als Grafen von Habspurg ihre Oberherren wären. Allein die drey Länder hatten's seit Jahrhunderten mit eignen Augen gesehen, was das für ein Glück war; nicht in der Gewalt des unruhigen und gesetzlosen Adels zu stehen, dem sie jetzt an Freyheit und selbst an Macht gleich waren. Einmüthig, rund und einfältig schlugen sie (1305) die anfangs freundliche Zunöthigung der Gesandten Alberts ab, und baten, daß man sie doch nicht des Schutzes des regierenden Kaysers berauben, oder, wie es damals hieß, vom Reich trennen mögte.

Aber Albert war zornig über das Betragen der drey Länder, und bestätigte ihnen ihre Freyheiten nach altem Gebrauch der vorhergehenden Kayser nicht mehr, und verweigerte ihnen seinen Schutz. Bald suchte er sie uneins zu machen; bald gab er ihnen keinen Reichsvogt; und bald wieder zween; einen gewissen Geßler und Landenberg. Jeder von diesen bewohnte gerade izt ein festes Schloß, der eine Rozberg der andre Sarnen in Unterwalden, beschüzt von einer Leibwache. Ein drittes Schloß, welches Urijoch heissen sollte, fieng man an im Urnerland zu bauen.

Jetzt legten diese Vögte neue Zölle auf die Nahrungsmittel, und zeigten bald durch unmenschliche Strafen, ihre Härte und Unmenschlichkeit; bald durch wilde Lasterthaten

die sie ungestraft thaten, daß ihnen alles erlaubt sey. Und klagten die Länder beym Kayser, so hieß es, „ihr ungehorsamen Leute habts verdient„. Einmal (1307.) ließ Geßler sogar einen Hut auf eine Stange stecken auf dem Markt zu Altorf, und befahl, daß die Freyen des Landes sich mit Ehrerbietung vor demselben bücken sollten.

Dergleichen unerhörte Beleidigungen giengen den freyen Landleuthen sehr zu Herzen; und die Furcht, ihre Freyheit gänzlich zu verlieren, da niemand war, der sie retten konnte, machte ihnen bange. Drey tapfre und angesehene Männer, Fürst von Uri, von Melchthal aus Unterwalden, und von Stauffach von Steinen in Schweitz wagten's endlich ihr Vaterland von den Tyrannen zu befreyen. Sie versprachen einander mit einem heiligen Eid, die Schmach nicht länger zu dulden, treue Gehilfen in der Stille zu suchen, und am nächsten Neujahrstag die Vögte des Kaysers zum Land hinauszujagen; da indessen der eine dieser Reichsvögte, Geßler, vom raschen Wilhelm Tell niedergeschossen ward, als derselbe ihn zur Strafe der seinem Hut erwiesnen schlechten Ehrerbietung in ewige Gefängniß setzen wollte.

Der Neujahrstag (1308.) brach indessen an. Früh in der Nacht schon waren die Retter der Freyheit mit ihren Gesellen versammelt. Einige schlichen sich listig mit Hilfe einer Magd in Rotzberg ein, als die Leute schliefen. Die andern hatten am hellen Tage sich mit Neujahrsgeschenken in Sarnen begeben. Aus beyden führten sie die Gefangenen mit ihrer Haabe an die Gränzen, liessen sie versprechen, ewig nicht wieder zu kommen, und brannten hierauf die Schlösser derselben ab. Noch wurden andre Vesten eben so niedergebrandt. Nach acht Tagen kamen Ausgeschoßne aller drey Länder zusammen, und verhiessen einander treue Hilfe gegen alle künftigen Anfälle auf ihre Freyheit, zehen Jahre lang.

Aufgebracht über das Betragen dieser Rebellen, wie er sie nannte, verbot Albert seinen Unterthanen ringsumher

allen

allen Handel und Wandel mit ihnen, und kam selbst voll Gedanken der Rache in unser Vaterland. Aber mitten auf der Reise ermordet ihn Johann von Schwaben, seines verstorbenen Bruders Sohn, mit einigen Edlen aus der Nachbarschaft, am Ufer der Reuß, wo jetzt Königsfelden steht. Die Söhne des unglücklichen Kaysers vergassen nun das Verhalten der drey Länder über der Begierde, die Ermordung ihres Vaters zu rächen. Und ihr Grimm entbrannte statt der Länder über die Mörder und andre Edelleute, die mit ihnen bekannt gewesen. Mit einem großen Heer zogen sie (1312.) von Schloß zu Schloß, und vergossen das Blut von mehr als 1000. Edeln in unserm Vaterlande mit unmenschlicher Grausamkeit. Das gab den Ländern Zeit, sich in gute Verfassung zu setzen; und der neue Kayser Heinrich, der nicht aus Alberts Hause war, bestätigte ihre vollkommne Freyheit, und gab ihnen wieder einen benachbarten Grafen zum Reichsvogt.

Aber endlich gab ein alter Streit, welchen Schweitz mit dem Kloster Einsiedeln, (dessen Kastenvögte die Herzoge von Oesterreich waren) hatte, ihnen Anlaß, gegen die Länder zu Feld zu ziehen. Zuerst erklärten sie dieselben in die Acht, und der Bischof von Constanz that sie, den Herzogen zu gefallen, in den Bann. Als hierauf der ihnen gewogne damalige Kayser (Ludwig der Vte hieß er) beydes aufhob, sammelten sie (1315.) voll Rache ein Heer von 20000 Kriegern. Der Herzog Leopold selbst fiel mit dem größern Theil in Schweitz ein, und einen Grafen von Straßberg hieß er zu gleicher Zeit in Unterwalden einbrechen. Aber 1300. Männer aus den drey Ländern rückten Leopold bis gen Morgarten entgegen, und schlugen da sein Heer; und auch die Unterwaldner trieben den Grafen von Straßberg zurück. Mehr als tausend Edle lagen unter den Todten. Hierauf erneuerten die drey Länder den Bund auf ewig, und ihre Bewohner hießen von da an Eidsgenossen.

Die Herzoge hingegen wendeten ihre Waffen gegen den Kayser Ludwig, und seine andren Anhänger. Unter an-

dern belagerte Leopold (1323.) Solothurn. Als nun einmal die Aar anschwoll, und eine Menge Belagerer von einer Brücke in den Strom hinriß, zogen die gutherzigen Solothurner die Feinde aus dem Wasser, trockneten und heilten sie, und liessen sie gehen; und Leopold hob die Belagerung auf.

Die Eidsgenossen setzten sich indessen durch ihre tapfre, bescheidne und verständige Aufführung bey den Benachbarten in Achtung; und machten sich furchtbar durch auf gewisse Jahre gesetzte Bündnisse mit Zürich, Bern (1327.), und andern mächtigen Städten. Hingegen dauerten kleine Fehden mit den benachbarten Oesterreichischen Unterthanen immer fort. Besonders mit Lucern, das am gleichen See lag, oft sie angriff, und oft von ihnen leiden mußte. Von ihren Herren, den Herzogen, die in der Ferne kriegten, erhielt die Stadt wenig Hilfe. In dieser dringenden Noth machte sie (1332.) einen Frieden und Bündniß mit den drey Ländern. Zwar setzten sich die Freunde von Oesterreich unter den Bürgern dawider, und spannen eine Verschwörung an, die noch zu rechter Zeit entdeckt wurde. Auch die Herzoge machten anfangs viel Lerm; verkauften aber nach und nach der Stadt ihre noch übrigen Rechte. Sie ward frey, und bekam als eine Stadt die Oberstelle im Bund der Eidsgenossen, welcher nun der Bund der vier Waldstädte hieß.

Zu Zürich hatte sich der alte Rath der Edlen wegen seines Stolzes, seiner Pracht und Verschwendung der öffentlichen Gelder, den übrigen Bürgern verdächtig und verhaßt gemacht. Unter diesen aber blühten Handel und alle Arten der Künste; und durch Reichthum und Wissenschaft, und nach und nach erlangte Freyheiten, hatten sie sich über den Adel emporgeschwungen. Sie wollten also auch Theil an der Regierung mit den abnehmenden edlen Geschlechtern haben. Die alten Räthe wurden zur Rechenschaft gezogen; die Schuldigen abgesetzt und gestraft; und die Bürger führten (1336.) eine neue, der jetzigen ähnliche Regierung ein, und wählten Rudolf Brun, einen der alten Räthe, zum ersten Bürgermeister.

Der Adel aber, welcher um Bern herum wohnte, und das zunehmende Glück dieser Stadt mit neidischen Augen ansah, die Grafen von Arberg, Burgdorf, Nidau, Neuenburg u. s. w. selbst die Herzogen von Oesterreich liessen sich in eine Verbindung zu ihrem Untergang ein. Mit einem mächtigen Heer rücken sie (1339.) vor Laupen (ein Städtchen), welches die Berner vertheidigten. Diese zogen hingegen unter Anführung des tapfern Rudolf von Erlach mit aller Mannschaft ihren Brüdern in Laupen zu Hilfe; und die Eidsgenossen sendeten ihnen nachbarlich 900. Mann, um sie gegen die geharnischte Reuterey des Adels zu decken. Gemeinschaftlich schlagen sie den Feind in einem blutigen Treffen. Eine Schaar Edler lag tod im Schlachtfeld, und Bern vergrösserte sein Gebiet mit vielen von ihren Herrschaften.

Mittlerweile bemühten sich die gestraften Räthe von Zürich, die neue Regierung wieder zu stürzen, und ihre alten Plätze wieder einzunehmen. Nach manchen vergeblichen Versuchen zetteln sie mit dem benachbarten Grafen von Rapperschweil, aus der Familie von Habspurg, und mit dem Graf von Toggenburg, und ihrem dienstbaren Adel, eine Verschwörung an, und reden (1350.) die berüchtigte Mordnacht ab. Glücklich ward der Mordanschlag in der letzten Stunde verrathen; der Graf von Toggenburg ertränkt; der von Habspurg gefangen gesetzt; die Feinde geschlagen, oder gestraft; und der Bürgermeister Brun beredte Zürich (1351.) zu seiner und des neuen Regiments Sicherheit, in den ewigen Bund der vier Waldstädte zu treten; wo ihr, als einer Reichsstadt, Rang und Vorsitz eingeräumt wurden.

Dieses Bündniß, und jene Fehden, machten aufs neue den Zorn der Herzoge von Oesterreich rege. Viermal ward die Stadt Zürich von denselben innert fünf Jahren, aber umsonst belagert; denn die Eidsgenossen sandten derselben von ihren tapfern Kriegern zur Besatzung. Die Zürcher selbst lieferten bey einem Ausfall auf Baden (1352.) ein

nächtliches Treffen zu Tätweil, als sie von einem Oesterreichischen Heer umringt wurden. Der Bürgermeister liess zwar seine Mitbürger im Stich; aber sein Freund Rüdger Manneß trat an seine Stelle, sprach den Zürchern Muth ein, und gewann die Schlacht.

Während dieser offenbaren Kriege mit den Herzogen eroberten die Eidsgenossen das Land Glarus, welches dieselben an sich gebracht hatten. Die Glarner, welche unter dem Druck dieser ihrer neuen Herrschaft viel gelitten, nahmen die Sieger als Freunde auf, und traten (1352.), die Rechte der Herzoge vorbehalten, in den ewigen Bund mit ihnen.

Dann zogen sie vor die Stadt Zug, die ihnen, wie Glarus, mit ihren Oesterreichischen Soldaten oft Unruhe gemacht. Die Bürger von Zug schickten Boten an den Herzog nach Königsfelden, und baten um Hilfe. Es erfolgte keine, sie ergaben sich also, und die Eidsgenossen beredeten sie, ihrem Bund beyzutreten.

Endlich machte (1353.) die Stadt Bern den Bund der alten Orte vollständig. Das Andenken an die Hilfe bey Laupen, die Nachbarschaft, und die Furcht vor den gleichen Feinden, dem benachbarten Adel, und den Herzogen von Oesterreich, lenkte die Herzen der Bürger zu ihnen. Die Eidsgenossen ehrten sie als eine mächtige Reichsstadt mit dem zweyten Rang. Diese acht Orte blieben etwa 120. Jahre lang auf ewig verbündet, und heissen daher noch heut zu Tage die Acht Alten Orte.

Von der Zeit an hielt man die tapfern Eidsgenossen in Ehren. Der benachbarte Adel fürchtete sie. Und alle Kayser, die nicht aus dem Hause Oesterreich waren, bestätigten ihren Bund und ihre Freyheit, und gaben ihnen Reichsvögte. Sie selbst hatten durch lange Uebung die Kunst zu kriegen gelernt, und ihren Muth gestärkt. Nun fieng ihre Bescheidenheit an zu wanken, und ihr stilles Leben auszuarten. Allzueifrig auf Freyheit, und stolz auf ihre Macht, waren sie trotzig, und mischten sich leichtsinnig in fremde

Händel. Besonders war Bern zu Eroberungen allzugeneigt. An vielen Orten standen die Weltlichen mit den Geistlichen im Streit. Es mangelte ihnen auch nicht an Gelegenheit zu kriegen. Unter andern verheerten fremde Kriegsvölker, derer Anführer ein Herzog von Coussi, ein Vetter der Herzoge von Oesterreich war, mehr als einmal die Gränzen unsers Vaterlands, das er als Erbschaft seiner österreichischen Gemahlinn an sich reissen wollte, wurden aber hie und da geschlagen und zurückgejagt. Auch schickten die Eidsgenossen einem Mayländer, Visconti, der sich sein Vaterland unterwarf, 3000. Mann zu Hilfe, für baares Geld.

Und nicht lange, so erhebten sich wieder Kriege mit dem Hause Oesterreich. Ein Graf von Kyburg, aus der Habspurgischen Familie, hatte Streit mit der Stadt Solothnrn, und machte einen Anschlag, sie bey Nacht zu überfallen. Das Vorhaben ward entdeckt, und Solothurn rächte, mit Hilfe der Stadt Bern, die Verrätherey nach damaligem Gebrauch mit Verheerung der Grafschaft Burgdorf, die ihm gehörte. Der Graf vergalt gleiches mit gleichem; der Streit wurde hitzig und allgemein; die Waldstädte schlugen sich zu den Bernern, bis sich der Krieg mit dem Kauf der Stadt Burgdorf von den Bernern endigte. Zu gleicher Zeit waren die Städte der Eidsgenossen in ein Bündniß mit deutschen Städten getreten — denn damals hielten Städte gern gegen den Adel zusammen. — Der heimliche Haß zeigte sich zuerst in Verläumdungen und bittern Reden einer Parthey gegen die andre, und die Oesterreichischen Vögte zu Rothenburg bedrückten die Stadt Luzern in der Nachbarschaft. Eben nahm auch der letzte Waffenstillstand der Eidsgenossen mit Oesterreich ein Ende. Man brach; die Eidsgenossen fielen zuerst ins Entlibuch ein, welches den Herzogen und andern Edeln gehörte. Hierauf erfolgten eine Menge Fehdebriefe, die den Eidsgenossen einen großen Krieg von dem gesammten Adel drohten. Nun fielen die erstern von allen Seiten in die Oesterreichischen

Länder, und rissen nicht ohne Grausamkeit manche Schlösser des Adels nieder. Endlich erschien Herzog Leopold der jüngere (1386.) mit auserlesener Reuterey vor der Stadt Sempach. 1300. Eidsgenossen rückten ihm entgegen. Lange stand der geharnischte Adel (Bauern durften nicht neben Edeln fechten, und hüteten indessen ihr Gepäck) wie eine Maur, und streckte von allen Seiten die Spiesse gegen die anrückenden unbedeckten Eidsgenossen aus. Zuletzt stellte sich Arnold von Winkelried an die Spitze derselben, und bereitete mit seinem Tod den Sieg. Leopold selbst blieb tapfer kämpfend auf dem Schlachtfeld, und der Adel nah und fern legte Traur an über der Menge erschlagner Edler.

Unter den Städten und Schlössern, welche nach der gewonnenen Schlacht erobert wurden, war auch ein kleines Städtchen Wesen, am Wallenstadter-See. Dahin legten die Eidsgenossen eine Zahl Krieger zur Bewachung, nachdem die Bürger ihnen den Eid der Treue geschworen. Allein die treulosen Bürger lassen sich (1388.) mit Oesterreich in eine Verrätherey ein; ermorden die Eidsgenößische Wache; und zwey Heere Oesterreicher fallen unvermuthet ins Glarnerland ein. Eilfmal greifen die herbeygelaufenen Glarner mit ihrem tapfern Hauptmann von Büelen, den Feind bey Näfels vergebens an. Endlich gelingt es ihnen, seine Ordnung zu brechen, und ihn zur Flucht zu bringen. Eine Menge Edle lag todt auf dem Platz; eine Menge ertrank im nahen Strom: und die Glarner feyren noch alle Jahre das Angedenken dieser Schlacht mit einer Prozession, und rühmlichen Erwähnung der gebliebenen Helden. Kleine Eroberungen folgten darauf, und (1389.) ein Friede mit den Herzogen, welcher oft erneuert ward, und den Eidsgenossen einmal Ruhe von äussern Feinden verschafte.

Achter Zeitraum.

Die alten einheimischen Kriege. Ao. 1390. bis 1466.

Jezt stand der Bund der Eidsgenossen einmal fest; und sie selbst arbeiteten an Verbesserung ihrer Sitten, Gerichte und Kriegskunst, und machten darüber (1393.) Gesetze in dem sogenannten Pfaffen- und Sempacherbrief. Viele Männer vom Adel suchten ihre Freundschaft, und machten Verträge, oder wie es damals hieß, Verständnisse mit ihnen. Andre Edle liessen ihren Unterthanen, um sie zu gewinnen, Steuern nach, oder verkauften ihnen Freyheiten. So macht' es der Adel in Bündten. Cuno hingegen, der Abt von St. Gallen, suchte schon verschenkte Freyheiten wieder an sich zu bringen, und drückte die Appenzeller mit neuen Beschwerden. Diese, denen das Glück der benachbarten Eidsgenossen Muth gemacht, kündeten ihrem Oberherrn (1400.) den Krieg an. Während dessen entstand unter den Orten selbst eine kleine Weile Zweytracht, weil sich die Stadt Zug mit der Landschaft um die Aufbewahrung des Panners zankte, und Schweiz der letzten, die übrigen Orte der Stadt zu Hilfe zogen.

Die Appenzeller hielten indessen gut zusammen, brannten des Abts Schlösser in ihrem Land nieder; jagten seine Beamteten fort; erwählten eine Obrigkeit nach der Form der drey Länder; nahmen die Stadt St. Gallen in ihren Bund auf; und machten den Graf von Werdenberg zu ihrem Hauptmann. Verschiedne Reichsstädte im Schwabenland hingegen, und der Herzog von Oesterreich, hieltens mit dem Abt, und eilten den Appenzellern mit einem starken Heer entgegen. Allein diese schlugen des Abts und seiner verbündeten Fürsten Heere einmal bey Speicher (1404.), dann am Stoß (1405.), wieder bey Wolfshalden u.s.w. Sie eroberten hierauf die Länder derselben im Tyrol, Rheinthal, Thurgäu rc. setzten den Adel in großen Schaden; und

schenkten dem Ort Schweiz, das einige hundert Mann zu ihnen stossen lassen, ein an ihr Land gränzendes Stück vom Eroberten, die Untere March. Sie nahmen endlich den Abt selbst gefangen, und zwangen ihn, einen Waffenstillstand mit ihnen zu schliessen. Bald darauf (1408.) wurden sie selbst von einem Oesterreichischen Heer bey Bregenz geschlagen, und ihre meisten Eroberungen giengen verlohren. Endlich arbeiteten die Eidsgenossen an einem Frieden. Vermöge desselben sollten die Appenzeller dem Abt seine noch übrigen Einkünfte und Rechte abkaufen, und frey seyn. Nach langem Widersetzen von Seite der Appenzeller waren beyde Partheyen zufrieden.

Hierauf überzogen die Eidsgenossen (1415.) auf Befehl des Kaysers selbst, die in unserm Vaterland liegenden Oesterreichischen Länder mit Krieg. Der Kayser, Sigmund hieß er, hielt nämlich eine Versammlung der ganzen vornehmen Geistlichkeit zu Constanz, oder, wie man sie nannte, ein Concilium. Herzog Friederich, der Besitzer dieser Länder, hatte sich daselbst durch Ungehorsam gegen ihn vergangen, und entfloh. Er zog sich dadurch die Acht und den Bann zu. Die Eidsgenossen wurden von den versammelten Geistlichen von dem Frieden, den sie vor wenig Jahren mit ihm gemacht, losgesprochen: und vom Kayser aufgefordert, seine Länder einzunehmen, bis er sich bessern würde. Das thaten die Berner zuerst, und eroberten Zofingen, Arau, und das übrige Aergau. Die Zürcher nahmen Knonau weg; die Luzerner Sursee, und alle Orte insgesamt die freyen Aemter und das Badergebiet. Der beraubte Herzog (man nannte ihn daher Friederich mit der leeren Tasche) fiel darauf dem Kayser zu Füssen, und bat um Gnade. Allein der Kayser überließ den Eidsgenossen die eroberten Länder, anfangs als Pfänder für eine ihm geliehene Summe, und zulezt mit Bewilligung Herzog Friederichs, als eigenthümlich. Die Eidsgenossen beherrschten von der Zeit an Baden und die freyen Aemter gemeinsamlich.

Nicht besser als die Appenzeller betrugen sich die Walliser gegen ihren Bischof und dessen verhaßten Kastenvogt, welcher ein Freyherr von Raren, Landvogt des Lands Wallis, und Bürger zu Bern war. Ein Trupp aufrührischer Unterthanen plünderte das Haus des letztern, und nöthigte ihn zu fliehen. (Man hieß diesen damals gewöhnlichen Frefel gegen reiche Leute, die man haßte, einem die Matze bringen.) Er floh nach Bern, klagte seinen Mitbürgern das Unrecht, und die Berner zogen für ihn gegen die Walliser zu Feld. Hingegen Luzern, Uri und Unterwalden standen den Wallisern bey, mit denen sie damals ein Bündniß hatten. Nach vielen Gefechten und Verheerungen konnten die übrigen Orte (1416.) kaum einen Frieden stiften, der die Walliser eine große Summe kostete.

Mittlerweile sich aber die Städte Zürich, Bern, Luzern, durch Krieg und Kauf, und Geldleihen u. s. w. ein großes Gebiet zuwege brachten, kam die kleinern und ringsumher von verbündeten eingeschlossenen Orte Mißtrauen und Furcht an, da sie sich nicht auch so ausbreiten konnten. Schon lange hatten die Urner Streit mit einigen Edeln in Italien, und wollten sich nun von dieser Seite ausdehnen, und die Eidsgenossen zogen ihnen zu gefallen mit großen Heeren ins Mayländische. Jezt kauften sie (1421.) die Stadt Bellenz, und geriethen darüber in Streit mit dem Herzog von Mayland. Die Eidsgenossen zogen von neuem aus, aber bald mit wenigem Vortheil und Ehre wieder heim; denn sie plünderten zwar einige Länder, aber der Streit blieb gegen hundert Jahre im Stecken.

Aus gleicher Ursache entstand (1336.) der sogenannte alte Zürichkrieg. Oben am Zürichsee liegt Windeck, oder die Obere March, worauf die Zürcher Geld geliehen hatten, und welche sie nun, als der Besitzer, der letzte Graf Friedrich von Toggenburg starb, an sich ziehen wollten. Die Stadt Utznach schenkte ihnen die Gräfin nach ihres Herrn Tod als Mitbürgerinn noch oben drein. Die Schweizer hatten auch ein Auge darauf geworfen, und daher mit den

Einwohnern des Landes mit Vorwissen und Willen des Grafen ein Burgerrecht gemacht. Hieraus entstand ein schwerer Streithandel; die Boten der Eidsgenossen waren unermüdet, die beyden Orte Zürich und Schweiz im Frieden zu vereinigen; nur Glarus hatte sich zu der Parthey der Schweizer geschlagen. Aber alles ohne Erfolg. Endlich sprachen die Eidsgenossen das Recht über sie zu Luzern, und die Zürcher wurden verfällt. Beyde, die Zürcher, welche ihre Sache verlohren, und die Schweizer, wollten sich in der March huldigen lassen. Jezt kam's zu feindseligen Thaten. Zugleich entstand eine Getreidtheure, und die Zürcher verboten den Schweizern und Glarnern ihren sonst freyen Kornmarkt in ihrer Stadt. Die Erbitterung der Gemüther nahm täglich zu. Schon zogen beyde Theile mit Kriegsheeren gegen einander an die Gränzen, und riefen die übrigen Orte um Zuzug an, welche mit aller Mühe kaum einen Stillstand der Waffen für ein paar Jahre stiften konnten.

Immer stieg indessen (1440.) Mißtrauen und Groll während dieser Zeit des Waffenstillstands; und am Ende derselben standen die Zürcher und Schweizer schon wieder im Feld gegen einander. Alle andern Orte traten jezt mit ihren Heeren auf der Schweizer Seite, weil die Zürcher den Rechtsspruch der Boten zu Luzern verworfen hatten. Mit einmal ward das Zürichgebiet von allen Seiten mit Feinden aus der Eidsgenoßschaft selbst überschwemmt. Aber auch der Abt von St. Gallen, Toggenburg, die March, hatten sich mit den Eidsgenossen vereinigt: und in der Stadt selbst herrschte Zweytracht und Verwirrung. Darum baten die Zürcher durch Boten um Friede (1442.); und mußten nicht nur alle Ansprüche auf Windeck und Utznach aufgeben, sondern den Schweizern ein Stück ihres eignen Gebiets am Zürichsee an die Kriegsunkosten abtreten; und die Truppen der Eidsgenossen zogen wieder ab.

Allein dieser abgenöthigte Friede erfüllte die Herzen der Zürcher mit Rache. Sie schickten Boten an die Feinde der Eidsgenoßschaft, die Herzoge von Oesterreich, von welchen

neulich einer zum Kayser erwählt worden war, und boten denselben ein Bündniß an. Die Eidsgenossen hielten dieß Beginnen für Friedensbruch: und ermahnten sie, den Bund aufzugeben. Und da die Zürcher hartnäckig beharren, überziehen sie von neuem ihr Gebiet. Jezt übergeben die Zürcher die Bewachung ihrer Stadt Oesterreichischer Reuterey: und der Bürgermeister Stüßi, ein hitziger Freund des Vaterlands, geht mit seinen Mitbürgern den Eidsgenossen entgegen, muß sich aber nach einigen kleinen Gefechten zurückziehen. Das ganze Land wird eingenommen, Dörfer in Menge niedergebrennt, und in einige Schlösser Eidsgenößische Besatzung gelegt. Kaum waren die Eidsgenossen wieder bey Hause, so plünderten die Zürcher Racheschnaubend das Wehnthal, Toggenburg, Freyamt, und andre Länder ihrer Feinde. Aber diese brechen sogleich wieder über den Albis ein, und eilen gerade der Stadt zu. Der tapfre Stüßi stellt sich vor der Stadt zu St. Jakob ihnen mit einem Trupp erschrockner Zürcher entgegen, und liefert (1443.) ein Treffen, in welchem er kämpfend auf der Silbrücke starb. Von neuem werden die noch übrigen Häuser und Dörfer dieser Gegend eingeäschert, und es erfolgte ein kurzer Stillstand der Waffen.

Noch wollten die Zürcher den Bund mit Oesterreich nicht aufgeben, und die Boten derselben, welche zu Baden zum Frieden redten, wurden heim berufen, und hingerichtet; denn das Andenken an den verlohrnen Rechtsspruch, und der Anblick ihres verheerten Gebiets, erbitterte sie aufs äusserste. Aber auch die Eidsgenossen waren, wie noch niemals, aufgebracht, und zogen zum viertenmal 12000. stark zu Feld. Sie erobern Greifensee, und richten 60. Mann Besatzung mit ihrem Hauptmann Hans von Landenberg hin. Umsonst bemühten sich Fremde und Einheimische den Zorn der Eidsgenossen zu stillen. Die Stadt Zürich selbst ward eilf Wochen lang (1444.) von ihnen belagert, und mancher Sturm versucht. Endlich bewog der den Zürchern verbündete Kayser den König in Frankreich, daß er seinen

Sohn, den nachherigen König Ludwig XI. mit einem grossen Heer Franzosen in unser Vaterland sendete, Zürich zu befreyen. Er war schon mit mehr als 20000. Mann bey Basel, als ihm 1600. Eidsgenossen entgegen kamen. Mit unglaublichem Heldenmuth schlagen sich diese mit dem gesammten feindlichen Heere, bis sie aufgerieben waren. Bestürzt über diesen Muth, zog der Delphin (so heißt man in Frankreich den ältesten Sohn und Kronerben des Königs) sein übriges Heer zurück, und die Eidsgenossen hoben eilends die Belagerung von Zürich auf.

Von nun an zogen die feindlichen Partheyen nicht mehr insgesamt zu Feld. Aber fast täglich ereigneten sich kleine Gefechte auf dem Zürich-See, und Streifereyen auf dem Lande, in welchen die Zürcher gewöhnlich glücklich waren. Indessen arbeitete die ganze Nachbarschaft am Frieden, der endlich nach vielen vergeblichen Bemühungen und Zusammenkünften zu Constanz zu Stand kam (1446). Zürich mußte den Oesterreichischen Bund aufgeben; erhielt sein zerstörtes Gebiet fast ganz wieder, einige Dörfer und Höfe ausgenommen, die noch jezt dem Ort Schweiz angehören; und die schrecklich großen Kriegsunkosten, welche alle Eidsgenossen arm gemacht hatten, mußte jedes Ort für sich selbst bestreiten. Der Name Schweizer aber ward von der Zeit an allen Eidsgenossen gegeben.

Kaum war der bürgerliche Krieg in dieser Gegend gestillet, so entstand (1448.) Zweytracht zwischen den benachbarten Städten Bern und Freyburg. Diese letzere stand noch unter Oesterreichischer Oberherrschaft. Eine Beleidigung, welche die Freyburger dem benachbarten Graf von Safoi, einem Freund der Berner zugefügt hatten, war der Anlaß zur Fehde. Beyde Städte führten den Krieg mit vielem Blutvergiessen, und jede streifte bis an die Thore der andern. Die Berner siegten öfterer. Endlich trat Freyburg, von Oesterreich verlassen, vom Amtmann der Herzoge beraubt, und für frey erklärt, in den Schutz des Grafen von Safoi, und blieb wieder Freundinn von Bern.

Solche Proben des Muths und der Uebermacht der Eidsgenossen zogen ihnen Bündnisse in Menge zu von Edeln und Städten, die in der großen Verwirrung dieser Zeit bey ihnen Schutz suchten. Der Abt von St. Gallen machte (1451.) ein Bündniß mit Zürich, Luzern, Schweiz und Glarus. Die Appenzeller (1452) mit allen Eidsgenossen, Bern ausgenommen. Die Stadt St. Gallen (1454.) mit sechs Orten. Auch trat Schafhausen in ein Bündniß mit den Eidsgenossen. Der König in Frankreich machte (1453.) den ersten Friedens-Vertrag mit ihnen, welchen Ludwig der XI. der sich bey Basel mit ihnen geschlagen, (1463.) erneuerte. Auch der Herzog zu Mayland machte (1466.) ein Verkommniß, welches das Capitulat hieß. Es waren meistens Verheissungen nachbarlichen Friedens und der Hilfe in der Noth.

Aber eben dadurch wurden die Eidsgenossen in hundert kleine und grössere Fehden verwickelt; denn sie machten sich eine Ehre daraus, nicht die geringste Beleidigung eines Bundsgenossen ungerochen zu lassen. Einmal zogen sie, die geschimpfte Ehre einer Luzerner Münze zu retten, mit gesammter Macht vor die Stadt Constanz. Und da Schafhausen und Mühlhausen von Oesterreich und dem diesem Hause ergebnen Adel viel Uebels zu leiden hatten: so ward von neuem ein langer Krieg mit den Herzogen geführt. Die Eidsgenossen verheerten das Oesterreichische Gebiet dieser Gegenden, bis endlich Herzog Sigmund den Eidsgenossen (1468.) das Thurgäu abtrat, und noch eine große Summe an die Kriegskosten bezahlte. Sie machten wieder eine gemeinsame Vogtey aus dem Thurgäu, so daß am Ende dieses Zeitraums Oesterreich wenig Land mehr in unserm Vaterland besaß.

Mittlerweile hatten Schweiz und Glarus Utznach und Gaster durch Kauf an sich gebracht, und eine gemeine Herrschaft daraus gemacht. Auch die Stadt Rapperschweil hatte (1464.) Schweiz, Glarus, Uri und Unterwalden zu Schutzherrn angenommen, die während der Fehde mit Oesterreich sie bedroht hatten.

Neunteer Zeitraum.

Die großen Kriege mit auswärtigen Fürsten von Ao. 1466. bis 1519.

Nun folgen die gepriesnen Zeiten der Helden, in welchen unsere tapfern im Krieg geübten Voreltern gegen zehnmal mächtigere Fürsten zu Feld zogen, und wo ihre Kriegsschaaren die Herzoge von Burgund und Mayland, den Kayser und den König in Frankreich im offnen Schlachtfeld besiegten, und den Ruhm der größten Tapferkeit und Kriegserfahrenheit in der Welt von sich ausbreiteten. An Macht und Volk waren sie allen Edeln unsers Vaterlands weit überlegen. Waren dabey meistens arm; an eine harte, sparsame Lebensart gewöhnt; im Krieg erzogen; und Feinde aller Regierung einzelner Herren. Selbst mit dem Adel, der bey ihnen Bürger war, hatten die Berner (1465.) einen heftigen Streit um ihre Vorrechte, welcher daher der Twingherrenkrieg hieß. Die Gelehrten waren noch selten; obgleich seit wenigen Jahren (1459.) zu Basel eine hohe Schule errichtet war.

An den Gränzen unsers Vaterlands herrschte über einen Theil von Frankreich, und viele andre Länder, ein mächtiger Herzog von Burgund, Namens Karl der Kühne, ein berühmter Krieger; roh und strenge, grausam in seiner Rache, und voll Stolzes. Diesem hatte der verarmte Herzog Friedrich von Oesterreich die Grafschaft Pfirt bey Basel um eine große Geldsumme als Pfand verliehen. Karl ließ sie durch einen Vogt verwalten, Namens Hagenbach, der durch seine hochmüthige Aufführung, Drohworte, und verschiedene Beleidigungen, alle seine Unterthanen und auch die benachbarten Eidsgenossen gegen sich aufbrachte. Vergebens beklagte man sich bey seinem Herrn: Karl verachtete die Boten der Eidsgenossen. Zugleich brachte der König Ludwig XI. in Frankreich durch Schmeicheleyen und Geld die angesehensten Eidsgenossen auf seine Seite, daß

sie Karln abgeneigt wurden. Denn Ludwig war ein arger, falscher König, der den Burgunder, ob er gleich sein Veter war, haßte, und ihm einen Theil seiner Länder durch die Hände der Schweizer rauben wollte. Anfangs versprachen diese dem König nur, im Fall der Noth ihm gegen Karln beyzustehen, endlich aber auch, ihn anzugreifen. Und der Kayser und der Herzog von Oesterreich, und etliche Städte, Straßburg, Colmar, traten (1474.) mit in das Bündniß gegen ihn. Man nannte damals die Eidsgenossen den Obern- und diese Städte den Niedern-Bund. Hierauf löste Herzog Sigmund mit französischem Geld die versetzten Länder wieder zurück, und ließ Karls tyrannischen Landvogt Hagenbach mit dem Schwert hinrichten. Auch drey Eidsgenossen saßen im Blutgerichte. Das war die Losung zum Krieg. Zornig gab Karl dem Bruder des Hingerichteten Erlaubniß, durch Verheerung der Länder des Herzogs von Oesterreich, und der Städte des niedern Bundes, seinen Bruder zu rächen. Die um Hilfe angerufnen Schweizer fallen in Burgund ein, und schlagen den Graf von Romont, einen Burgundischen Feldherrn, bey Nümpelgard (1474). Die Beschwerlichkeiten des Winters nöthigten sie nach Hause; allein kaum brach der Frühling (1475.) an, so streiften sie von neuem in die Grafschaft Burgund, und brannten eine Menge Schlösser und Städte nieder; indessen Karl in der Ferne Krieg führte. In einem folgenden Feldzug zerstörten sie mit unrühmlicher Grausamkeit verschiedne Städte und Schlösser in der Waat, welche dem Burgundischen Feldherrn von Romont angehörten. In Grandson, ein neulich erobertes Schloß am Neuburger-See, legten sie eine Besatzung von einigen hundert Eidsgenossen.

Langsam nähert sich jezt (1475.) Karl mit einem großen prächtigen Heer, welches aus verschiednen Nationen war zusammengebracht worden. Der König in Frankreich und der Kayser werden jezt treulos an ihren Bundsgenossen, machen Friede mit ihm, und lassen die Schweizer allein

fechten. Karl lagert sich vor Grandson, erobert das Schloß mit List; und läßt die 500. Schweizer, welche es tapfer vertheidigt hatten, unbarmherzig hinrichten. Dann rückt er mit dem Heer weiter fort, längst den Ufern des Sees, und lagert sich bey dem Schloß Vaumarcu. Hier wars, wo sich 18000. Schweizer versammelt hatten, ihn anzugreifen. Voll Verachtung läßt er sein Heer ausser das Lager, und ihnen entgegen gehen. Allein die Schweizer treiben es zurück, und schlagen dasselbe innerhalb einer Stunde in die Flucht. Er selbst wird mit fortgerissen; und unschätzbarer Reichthum, womit das Lager angefüllt war, fällt in der Sieger Hände.

Schon nach sieben Tagen kehrt Karl mit seinem in Burgund wieder versammelten Kriegsheer zurück, und belagert racheschnaubend die kleine Stadt Murten, am See dieses Namens, wo Adrian von Bubenberg mit 1500. Bernern eingeschlossen war. Er bestürmt mit großem Verlust vergeblich die Stadt, und verbreitet sein prächtiges Lager längst dem Murten-See. Indessen rücken die Hilfsvölker der Schweizer 30000. stark an. Sie stellen sich zum erstenmal in eine künstliche Schlachtordnung, und schlagen mit schrecklichem Blutvergiessen ein Heer von 60000. Burgundern, daß ein Theil des Sees von Leichnamen bedeckt wurde, und 10000. Feinde todt auf dem Schlachtfeld lagen. Die Sieger theilten wieder eine Beute von vielen Millionen. Waldmann und Keller von Zürich, Hallweil, Bubenberg, Scharnachthal und Wabern von Bern; Renat, der, seines Herzogthums Lothringen von Karln beraubt, zu den Schweizern sich gerettet, und die Reuterey angeführt hatte, waren die Helden, die sich in der Schlacht vorzüglich hervorgethan hatten, und auf dem Schlachtfeld zu Rittern geschlagen wurden. Die Gebeine der erschlagenen Burgunder modern noch in einem dazu errichteten Gebäude, das auf dem Schlachtfeld steht.

Hierauf trieben die Berner mit Hilfe anderer Eidsgenossen Brandschatzungen in der Waat ein, einem Land, das

damals

damals verschiedenen Freunden Karls gehörte; Renat eroberte sein Herzogthum wieder; und Karl war vor Gram und Schmerz ausser sich. Kaum war er wieder ein wenig hergestellt, so rafte er mitten im Winter ein elendes Heer ungeübter, kranker Soldaten zusammen, den Herzog von Lothringen zu bekriegen. Dieser hatte von den Schweizern nach langem vergeblichen Bitten endlich einige tausend Mann erhalten, derer Anführer Waldmann war. Mit denselben, und seinen eignen Truppen, lieferte Renat (1476.) vor den Thoren seiner Hauptstadt Nancy eine Schlacht, in welcher Karl von einem seiner Feldherrn, Campobasso verrathen, kämpfend im Gedränge erschlagen ward.

Die ihres Oberherrn beraubten unglücklichen Burgunder flehten hierauf fußfällig die siegenden Schweizer um die Aufnahm in den ewigen Bund, um ihren Schutz, oder wenigstens um Frieden, den man ihnen für 150000. Gulden verkaufte. Die armen Leute konnten nicht sobald bezahlen; daher traten die Schweizer für die gleiche Summe in eine Unterhandlung mit dem König von Frankreich, welcher die Burgunder unterjochte.

Dergleichen grosse Summen, welche der König in Frankreich heimlich und öffentlich den Schweizern bezahlte, und die vielen von Karl erbeuteten Millionen, machten die Eidsgenossen plötzlich reich. Bern und Freyburg vergrösserten zugleich (1477.) ihr Gebiet mit einigen Landvogteyen. Denn die Eroberungen disseits dem Jura, Murten, Granson, Orbe, mit ihren Bezirken, wurden von den übrigen Eidsgenossen an die angränzenden Orte Bern und Freyburg überlassen, welche wieder drey gemeine Vogteyen daraus machten. Und der hohe Ruhm der Schweizer-Tapferkeit machte alle Fürsten nach ihren Truppen begierig. Wo sich immer die Boten der Eidsgenossen versammelten, (und bald alle Monate wurden solche Versammlungen oder Tagleistungen zu Zürich, Bern, Luzern, Baden u. a. m. gehalten) da war ein Gedränge glückwünschender Gesandten, die für den Kayser, den König in Frankreich, Ungarn,

den Pabst Bündnisse suchten. Das damals zu Stand gekommene Bündniß mit dem Hause Oesterreich dauert noch, und heißt die Erbvereinigung.

Allein dieser Schimmer von Glückseligkeit verbarg nur das innere Elend, welches den Burgundischen Kriegen auf dem Fuß nachfolgte. Denn der plötzliche Reichthum erzeugte Pracht, und ein müssiges, wollüstiges Leben. Man konnte nicht Mandate genug machen, noch Strafen genug erfinden, gegen alle Arten von Frefel und Lasterthaten, die aus der Ueppigkeit zu entstehen pflegen. Die Schenken und öffentlichen Häuser waren augefüllt mit lermenden Kriegsleuten. Als das Geld verzehrt war, nährten sich diese mit Diebstahl, Mord und Strassenraub, so daß innerhalb drey Monaten 1500. Missethäter durch den Scharfrichter abgethan werden mußten. Die Obrigkeiten liessen sich mit Geld und jährlichen Einkünften von benachbarten Fürsten (Pensionen hieß man sie) bestechen. Die Bürger wurden trotzig und unbändig. Weiber und Töchter liessen sich zu allen Arten von Thorheit verführen, und eine Menge derselben zog auf allen Strassen unzüchtig im Bettel herum. Der Bauer verließ den Pflug, und der Künstler seine Arbeitsstätte, und reiste in fremde Kriegsdienste, wo nur Geld und Beute zu hoffen war. Man nannte diesen Mißbrauch der fremden Kriegsdienste Reislaufen. Obrigkeitliche Personen selbst waren Hauptleute. Man marktete um Schweizer, wie um Schlachtochsen, und wer das meiste bot, erhielt was er wollte.

Sogleich nach dem Krieg streifte eine Bande von einigen tausenden mit dem Namen der Thorechten Gesellschaft im Land herum, trotzte der Ermahnungen der versammelten Tagleistung zu Baden, und kehrte nur nach der Drohung, das ganze Land gegen sie aufzubieten, heim. Ungeachtet aller Verbote, verließ ein Trupp Einwohner nach dem andern das Vaterland, und eilte in Burgund, bald den unglücklichen Burgundern, und bald dem König in Frankreich zu Hilfe, der sie bekriegte. Mehr als einmal unter-

nahm man Feldzüge bis ins Königreich Neapel, in das entfernteste Italien, wo Pest und Armuth die Truppen beynahe aufrieben. Hierauf entstand unter den Orten selbst Uneinigkeit wegen der Austheilung der schon verschleuderten Beute von Granson und Murten, und der Uebermacht der Städte ꝛc. die endlich (1481.) durch die Vorstellung des frommen Einsiedlers Niklaus von der Flüe beygelegt wurde. Nicht nur stiftete er Friede, sondern auf seinen Rath wurden die alten Nachbarinnen der Schweizer, Freyburg und Solothurn, die sich während des Kriegs treulich zu ihnen gehalten, in den ewigen Bund aufgenommen, und zum IXten Xten Ort der Eidsgenoßschaft gemacht. Die alten Verordnungen, Friede und Gerechtigkeit im Lande herzustellen, wurden erneuert, und im Stanzerverkommniß zusammengefaßt. Nichts destoweniger daurten wilde Sitten, Unordnung und Empörung immer fort. Die Berner mußten einen vom Pabst rechtmäßig erwählten Probst des Stifts Münster im Baslergebiet mit Gewalt der Waffen einsetzen. Und zu Zürich ward der Held Waldmann, weil er durch sein allzugroßes Ansehen und ausschweifende Pracht, indessen er dem Land scharfe Sittenmandate aufdrang, den Neid seiner Mitbürger erregte, in einem Aufruhr enthauptet. Der Rath zu Zürich ward entsetzt, und ein neuer erwählt, den man wegen seiner Härte den Hörnenen nannte: aber auch bald wieder abschafte. Zu Roschach am Bodensee zerstörten (1490.) die unbändigen Appenzeller mit den St. Gallern ein vom Abt neugebautes Kloster, das sie aber theuer genug, dem Abt mit Geld, und den zu Feld gezognen Eidsgenossen mit der Herrschaft Rheinthal, bezahlen mußten, die nun wieder eine gemeinsame Vogtey wurde.

Auch in Deutschland hatten der Strassenraub, die Tyranney, und die unmenschlichen Fehden des Adels, die seit so vielen hundert Jahren noch fortdauerten, alles unsicher gemacht. Da traten in Schwaben eine Menge Fürsten, Grafen, Bischöffe und Städte, zu ihrer allgemeinen Sicherheit,

in einen grossen Bund zusammen. Sie nannten denselben den Schwäbischen Bund. Die Herzoge von Oesterreich, und der Kayser Maximilian, waren die Häupter desselben. Auch die Schweizer wurden dazu eingeladen; aber aus Furcht, sie möchten dem Hause Oesterreich wieder unterthänig werden, schlugen sie das Anerbieten aus. Erzörnt über diesen Abschlag, erklärte sie der Kayser Maximilian für Aufrührer, und machte sie dem ganzen Bund verhaßt. Zugleich traten (1496.) die Bündtner, die sich von der Herrschaft des Adels und der Geistlichen losgemacht, und gerade jezt Streitigkeiten mit dem angränzenden Oesterreich hatten, in den Schutz einiger Orte. Die Schwaben und die Schweizer an den Gränzen fiengen an sich zu hassen, zu schimpfen, und endlich (1499.) fielen Tyroler in Bündten ein und plünderten. Die Schweizer besetzten den halben Umkreiß unsers Vaterlands, von der Landschaft Worms an, dem Rhein nach bis gen Basel und weiters. Der St. Georgenbund (so hieß mit anderm Namen die Verbindung in Schwaben) unterstützte den Kayser, und es wurden acht blutige Schlachten innert Jahrsfrist zu St. Luziensteig, auf der Malserheide, im Bruderholz bey Basel, zu Dornach u. s. w. geliefert, in welchen die Eidsgenossen triumphirten, ohne mehr als einmal eine Schlappe zu leiden. Denn sich blindlings fürs Vaterland in den Tod stürzen, und lieber kämpfend sterben, als sich ergeben, hieß damals als ein frommer Eidsgenoß sterben. Fontana, Heinrich Wolleb und Wala thaten Wunder der Tapferkeit. Der kleinen Gefechte, des Plünderns, Sengens, Zerstörens ringsherum im Schwabenland war kein Ende. Armuth, Hunger und Krankheit herrschten in diesen zerstörten Gegenden und in Bündten, bis beyde Partheyen, des Kriegens müde, zu Basel Friede machten, und der Kayser den Eidsgenossen alle alten Eroberungen bekräftigte.

Während des Schwabenkriegs hatte sich die Stadt Schafhausen durch treue Hilfe, und die Stadt Basel durch Unpartheylichkeit, den Eidsgenossen lieb und werth

gemacht. Beyde Städte hatten schon Bündnisse mit diesen oder jenen Orten gehabt. Mit Freuden nahm man sie daher (1501.) auf ihre Bitte hin in den ewigen Bund auf. Freyburg und Solothurn traten Basel wegen seiner berühmten Schule den IXten Platz ab. Schafhausen aber ward das XIIte Ort.

Der König in Frankreich, und der Herzog zu Mayland, hatten beyde stark am Frieden der Schweizer mit dem Kayser gearbeitet; nicht, daß ihnen unser Vaterland angelegen war, sondern weil sie Schweizer bedurften, einander zu bekriegen. Kaum war der Friede gemacht, so theilten ihre Gesandten Geld und gute Worte in die Wette aus, um Kriegsheere bey ihnen anwerben zu dürfen. Lange waren die Orte uneinig, welchem sie dienen wollten; und die wenigen Stimmen derer, die den guten Rath gaben, daß man sich fremder Händel enthalten sollte, wurden unterdrückt. Es hieß, der Schweizer müsse nothwendig eine Auskunft haben, Geld zu gewinnen. Endlich erlaubte man zuerst dem König Ludwig XII. einige tausend Mann. Mit denselben wurde das Herzogthum Mayland, auf welches er Anspruch machte, bald erobert, und der Herzog floh. Kaum aber waren die Schweizer wieder bey Hause angelangt, so wußte der verbannte Herzog heimlich in Bündten und Wallis ein Heer von Eidsgenossen zu erhalten, jagte mit denselben die Franzosen aus seinem Herzogthum, und eroberte es wieder für sich.

Nun rückte Ludwig mit einem neuen stärkern Heer von Schweizern zum Zweytenmal gegen Mayland an, und Eidsgenossen standen gegen Eidsgenossen bey Novarra in Gefahr, sich untereinander aufzureiben. Die heimlich angeworbnen Schweizer des Herzogs wollten ihn, in einen Schweizer verkleidet, entwischen lassen, als sie die Stadt übergaben, um nicht mit ihren Brüdern zu fechten. Allein ein Urner verrieth den Herzog, und ward hernach bey Hause für dies Verbrechen hingerichtet. Der König setzte den Herzog gefangen, und blieb eine Zeitlang im Besitz des

Herzogthums. Für diese Feldzüge hatte Ludwig den Schweizern einen Theil von Mayland, den Bezirk dreyer Vogteyen versprochen, aber sein Versprechen nicht gehalten. Da begaben sich diese selbst auf den Weg, dieselben den Franzosen mit Gewalt wegzunehmen (1503). Zulezt vertrug sich der König gütlich mit ihnen, und trat Stadt und Gebiet Bellenz ab, woraus die Orte Uri, Schweiz und Unterwalden eine gemeinsame Vogtey machten.

Gegen das Verbot der Obrigkeit machten hierauf (1503.) etliche tausend Schweizer mit den Franzosen einen Feldzug ins Königreich Neapel; allein, wie ehmals, tödteten Pest und das feindliche Schwert die meisten; denn sie wurden in zwoen Schlachten geschlagen. Nicht lange hernach (1509.) zogen andre mit den Franzosen gegen die Venetianer zu Feld, und kehrten mit Geld und Beute beladen wieder heim. Allein plötzlich nahm das Ansehen Frankreichs bey den Schweizern ein Ende. Denn die unbezahlten Jahrgelder, einige in Italien von den Franzosen erlittene Beschimpfungen, und die Beredsamkeit eines päbstlichen Gesandten, der ein Geschworner Feind der Franzosen war, des Bischofs Schinner zu Sitten, vermochten die geldhungrigen Schweizerhelden, sich auf des Pabsts Seite zu wenden, der die Franzosen aus Italien vertrieben haben wollte.

Jezt ward den französischen Gesandten selbst das sichere Geleit in die Schweiz abgeschlagen; und 20000. Eidsgenossen eroberten zum Drittenmale das Herzogthum Mayland, im Namen des Pabsts und seiner Bundsgenossen des Kaysers u. s. w. Sie behalten einen Theil desselben, aus dem die gemeinen Herrschaften der welschen Vogteyen gemacht wurden, für sich; brandschatzen reiche Städte und Länder; lassen Besatzungen zurück, und setzen den Sohn des vor wenig Jahren abgesetzten Herzogs Sforzia für eine große Zahl Dukaten, und die schon in Besitz genommenen Vogteyen, in sein Herzogthum ein. Sogleich vereinigen sich die Franzosen und Venetianer, den Herzog wieder zu vertreiben; und die Schweizer lassen zum Vier-

tenmale große Heere in Italien abgehen, ihren Herzog zu beschützen. Sie schlagen die versammelten Franzosen (1512) bey Novarra wieder mit großem Blutvergiessen, und kehren mit Gold beladen heim, so daß ihre reiche Beute Neid und Aufruhr erregte. Man besänftigte hie und da die sich empörenden Bauern mit Bestätigung ihrer Freyheiten, und mahlte ihnen die Franzosen so schwarz, daß sie mit unbändiger Wuth, wie Raubthiere, Burgund überfielen. Sie hatten schon ein großes Stück von Frankreich erobert, als sie vom französischen General Trimouille bey Dijon in Burgund betrogen, mit Versprechung ungeheurer Geldsummen, und schlechten Bürgen unter vornehmen Titeln heimgefertigt wurden.

Es war am Ende dieses seltsamen Feldzugs (1513.), als die Eidsgenossen die Appenzeller zum letzten Ort in den ewigen Bund aufnahmen. Diese Aufnahm war nichts anders, als die Verewigung der alten Bündniß, die man mit diesem Lande der Freyheit hatte. Der Stadt Constanz ward diese Ehre abgeschlagen, weil sie Ansprüche auf das Thurgäu machte. Hingegen nahmen einige Orte Mühlhausen und Rothweil von neuem in ihren Schutz; und diese hiessen daher, wie St. Gallen u. s. w. Zugewandte. Das Ansehen der Schweizer war groß genug, auch entfernte Städte und Länder zu schützen.

Indessen bestieg Franz I. (1515.) den französischen Thron, ein junger und muthvoller Krieger, welcher Mayland wieder an sich bringen wollte. Aufs erste Gerücht davon besetzten Schweizerische Heere alle Zugänge. Allein die Franzosen wußten durch geheime Wege über die Alpen zu kommen; die päbstlichen Hilfsvölker liessen sich sogleich gefangen nehmen, und die Schweizer selbst liefen voll Verdruß, meistens ohne Ordnung heim, weil sie schlecht bezahlt wurden, oder machten einen Vertrag mit dem jungen König, ihrem Feind. Noch waren die Truppen dreyer Orte allein im Mayländischen übrig, und diese wußte der Bischof Schinner von Sitten so sehr gegen die Franzosen aufzu-

bringen, daß sie allein auf die ganze französische Armee einen wüthenden Angriff thaten. Die schon Wegreisenden kamen zurück in die Schlacht, ihre Brüder zu retten. Es war Abend. Die Schweizer siegten schon, als die Nacht einbrach, und blieben jetzt im Schlachtfeld, bey Marignan stehen, um mit dem kommenden Licht des Tages das Treffen zu endigen. Allein Franz brachte während der Nacht seine Armee wieder in Ordnung; ein Heer Venetianer fiel den Schweizern in den Rücken, und am Morgen müssen diese mit Verlust abziehen. Der junge König blieb, ihre Tapferkeit bewundernd, stehen, ohne sie zu verfolgen, und suchte ihre Freundschaft. Einige Orte machten Friede mit ihm, und verhiessen ihm von ihren Truppen; andre aber verkauften die ihrigen dem Kayser, und dem Herzog Sforzia, die Franzosen wieder zu vertreiben. Schon sollten sich wieder 10000. französische Eidsgenossen mit 10000. Kayserlichen schlagen, als die ängstlichen Drohungen der Obrigkeiten, und der Geldmangel bey dem kayserlichen Heer, die Schweizer zerstreuten. Franz behielt für einmal Mayland, machte einen Vertrag mit den Schweizern (1517.), Zürich ausgenommen, welches nicht dazu einwilligen wollte; und auch die ewige Erbvereinigung mit dem Kayser ward erneuert, (1521.) und ein Bündniß mit Savoi gemacht.

Allein selbst die Reformation hemmte den wilden Lauf dieser Kriege nicht. Zahlreiche Heere aus den zwölf Orten, welche sie für den König Franz nach Mayland sendeten, wurden durch Hunger, Krankheit und das Schwert der Feinde aufgerieben. In einem Treffen bey Pavia ward Franz I. selbst (1524) von den Feinden gefangen genommen. Damit endigten sich die Italiänischen Kriege der Schweizer, die ihnen zwar einen hohen Ruhm der Tapferkeit erworben, zugleich aber auch unendliches Blut gekostet, das Vaterland verwirrt, und die Sitten verdorben haben.

Die Neue Geschichte.

Zehnter Zeitraum.

Die Reformation, Ao. 1519. bis 1555.

So groß die kriegerischen Bewegungen der Schweizer, und so außerordentlich ihre Thaten in Italien waren; so entstand dennoch zu gleicher Zeit eine nicht minder allgemeine Bewegung der Gemüther im Vaterland selbst, auf welche die ausserordentlichsten Veränderungen folgten.

Die größte Verdorbenheit der Sitten, Vernachlässigung der Religionsübungen, Unwissenheit und Ausgelassenheit, hatten überall, selbst an geweihten Orten, überhand genommen. Die vornehmsten Gottshauser, *Einsiedeln*, *Rheinau*, *Wettingen*, *Königsfelden*, standen im Verfall; die Altäre waren oft verlassen, und zu *Bern* hatten sich vier Mönche durch vorgegebene Erscheinung der Maria die Strafe des Feuers zugezogen (1509). Man sah hie und da unerwachsene Knaben als Bischöfe, und Chorherren die reichen Einkünfte ihrer Aemter verzehren, indessen ihre Pflichten schlecht genug von andern versehen wurden; und viele Fremde, vorzüglich Italiäner, (man nannte sie Courtisanen) besassen die besten Pfründen auf dem Lande. Ihr ärgerliches Leben nöthigte die Eidsgenossen, sie unter angedrohter Strafe des Ersäufens aus dem Land zu jagen. Die groben Ausschweifungen selbst einiger Päbste ärgerten dieselben desto mehr, wenn sie sich des vielen in Italien vergossenen Bluts erinnerten, wozu sie die Päbste verleitet hatten; und an die unbezahlten Pensionen, indessen dieselben unermeßliche Summen in unerlaubter Wollust u. dgl. verschwendeten. Das heillose Leben hatte sich von ihnen herab über alle niedrigern Grade der Geistlichen, und von diesen über alle Stände der Menschen verbreitet: und das Uebel war auf das Höchste gestiegen.

Alle Eidsgenößischen Obrigkeiten hatten seit mehrern Jahren allmählig dem Unfug zu steuern gesucht: hie und da ein Kloster geleert, und mit bessern Mönchen und Klosterfrauen besetzt, die Italiänischen Courtisanen verbannt, und anders mehr gethan. Jezt trennten sie sich in den Mitteln, dem Verderben zu steuern: und sind bis auf den heutigen Tag nicht wieder vereinigt worden. Die einten Kantone wollten der Sittenlosigkeit und dem Verderben der verschiedenen Stände steuern, ohne die Einrichtungen der Klöster, und die damals angenommenen Lehren der Religion selbst anzutasten. Andre, von verschiedenen Gelehrten und muthvollen Männern geleitet, glaubten, mit den Lehren selbst und den darauf gebauten vieljährigen Anstalten und Gebräuchen anfangen zu müssen. So, glaubten sie, könnten sie nicht nur das Aeussere der Religion und Sitten wieder herstellen, sondern auch Sinn- und Denkensart der Menschen läutern.

Wirklich lebte hie und da im Verborgenen mancher gute Kopf, der die Wissenschaften liebte. Seit mehrern Jahren hatten viele Schweizer auf fremden hohen Schulen in Italien, Deutschland, Frankreich sich mit den Schriften der alten Römer und Griechen, vornämlich aber auch mit dem Neuen Testament vertraut gemacht, welche seit kurzem wieder in den Grundsprachen gelesen, und wodurch in manchem gleichsam ein neuer Sinn für das, was schön, edel und wahr in Sitten und Religion ist, erweckt wurde. Erasmus von Rotterdam, der sich in Basel aufhielt, hat viele tausend Exemplare des neuen Testaments, andre hatten andre Schriften der alten Römer und Griechen durch den Druck ausgebreitet: denn neulich war die Buchdruckerkunst erfunden worden. Mittlerweile hatte Martin Luther in Deutschland Zweifel und Widersprüche gegen die Lehren und das Betragen der letzten Päbste erhoben. Die Gemüther waren schon in Bewegung, als Pabst Leo durch einen Mönch, Bernhardin Samson, Ablaßbriefe Armen und Reichen in der Schweiz feil bieten ließ. Dieser Abgesand-

te kam ungehindert bis auf Einsiedeln, wo Ulrich Zwingli aus dem Toggenburg die Predigerstelle im Kloster versah.

Dieser große Mann hatte schon früh in der Schule sich durch Kenntnisse der alten Sprachen, Wissenschaft und Künste hervorgethan, war der Glarner Priester zu Hause und im Feld gewesen, und bewog jezt den Vorsteher des Klosters, den Mönch Samson zu verbannen, indem er gegen den Ablaß zugleich öffentlich predigte (1518), und die ganze Lehre verwarf.

Der Ruf seiner Gelehrsamkeit machte, daß er nach Zürich zum Prediger beym Großen Münster (1519.) berufen wurde. Zwingli machte dem Rath zur Bedingniß, daß ihm vergönnt werden möchte, nur nach Gottes Wort zu predigen; und der Rath räumte ihm die Bitte ein. Und jezt predigte Zwingli, vor den sich zudrängenden Zuhörern, mit gleichem Eifer gegen die herrschenden verdorbenen Sitten, die Pensionen, das Reislaufen, die Pracht, Schwelgerey und Unzucht, und gegen verschiedene Lehren, die bis jezt als göttlich geglaubt und befolget worden. Sein Erstes und Letztes war: man sollte sich allein an die Bibel halten; und die Aussprüche der Päbste, die Lehren der alten Väter der Kirche, und die Sagen oder Traditionen nur dann annehmen, wenn sie mit derselben übereinstimmten.

Mit der Bibel in der Hand, und mit Verwerfung aller andern für göttlich geachteten Bücher, lehrte er, die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien, und den Gebrauch der Bilder zum Gottesdienst, die Verwandlung des Heil. Brodes im Abendmahl in den Leib Christi, als etwas verworfen, das sich aus der Bibel allein nicht erweisen lasse. Er behauptete, daß alle äußre Pracht des Gottesdiensts, alle noch so häufigen Fest- und Feyertäge, alles Fasten, alle Prozessionen und Wallfahrten, alle Bußwerke, die dem Körper wehe thun, vorzüglich das Klosterleben, alle Macht, Reichthum, und Gerichtsbarkeit der geistlichen Personen, der auf die Beicht gegründete Ablaß, und was nicht zu innrer Verbesserung und Frömmigkeit führe, für sich Gott

nicht gefallen, hingegen den Menschen schädlich und Sünde seye, indem sie wahre Frömmigkeit hinderen. Auch schrieb er seine neuen Lehren in kleinen Schriften unter das Volk, welche so, wie Luthers von Zeit zu Zeit herausgegebenen Bücher, häufig gelesen wurden.

Diese neue Denkensart über so viele Stücke des alten Glaubens war das Fundament der großen Veränderung, welche ihre Gönner **Glaubensverbesserung**, ihre Gegner **Glaubensänderung** nennen: beyde aber unter dem Namen der **Reformation** und des **reformierten Glaubens** verstehen.

Aufgemuntert durch Zwinglis Beyspiel, traten jezt (1520) an verschiedenen Orten der Eidsgenoßschaft Lehrer des reformierten Glaubens auf, und bestritten die Laster und so viele Punkte der alten Lehre als Aberglauben. **Berchtold Haller**, Chorherr zu Bern; **Oecolampadius** (**Hausschein**) zu Basel; zu Constanz **Ambrosius Blaarer**; **Wittenbach** zu Biel, Zwinglis Lehrer; **Joachim Watt** zu St. Gallen, nachher der Stadt Bürgermeister. Andere zu Zug, in Glarus, Appenzell u. s. w. Aller Orten hörte man sie mit vieler Begierde.

Je muthvoller indessen Zwingli lehrte, desto mehr redeten die Mönche und Reisläufer, deren Gewinn er zu nahe trat, übel von ihm. Er bat, daß man nach der Schrift prüfen mögte, wer Recht oder Unrecht habe. Die Obrigkeit ließ ein öffentliches Gespräch (Disputation) halten, und Zwingli erwies seine Lehre aus der H. Schrift, ohne andre Beweise zuzulassen. Der Rath nahm ihn hierauf in seinen Schutz, und hieß ihn nach Gottes Wort tapfer fort predigen. Seine Anhänger mehrten sich bey tausenden. Die übrigen Lehrer folgten, wie sie konnten, die einten hitziger, die andern langsamer, seinem Exempel. Aller Orten fieng man indessen an die Schrift zu lesen.

Da hieß (1521.) der Pabst die Eidsgenossen Luthers Schriften verbrennen, und die neue Lehre unterdrücken.

Die Bischöfe, Aebte und Priester unterstützten diesen Befehl mit ihrem ganzen Ansehn, und gewannen vorzüglich die Orte Uri, Schweiz und Unterwalden. Zu Luzern wußte man nicht, was man thun sollte. Zu Bern, Zug, Freyburg, Solothurn, Basel, Schafhausen, Appenzell, Biel ꝛc. lehrten zwar verschiedne Freunde die reformierte Lehre; aber das Volk hieng mit einfältigem Herzen an dem Glauben seiner Väter, worinn die Priesterschaft es bestärkte. — Nur zu Zürich waren jezt Vornehme und Gemeine der Neuerung insgemein zugethan. Daraus entstand in der ganzen Eidsgenoßschaft nach und nach die größte Zweytracht. Die Priester vornämlich, und ihre Anhänger, redten mit den anzüglichsten Ausdrücken von Zwingli und der Lutherschen Lehre; (so nannten damals die Römisch-Katholischgesinnten die Lehre Zwinglis.) Selbst zu Zürich schmähten die Mönche ihn, troz des Verbots der Obrigkeit, auf ofner Kanzel, weil er auch das Klosterleben tadelte. In dieser Verlegenheit versammelte (1523.) der Rath die Geistlichkeit zu Stadt und Land; und alle Gelehrten wurden aufgefordert, die Lehren der katholischen Kirche aus der Schrift zu behaupten. Jezt faßte die Obrigkeit den kühnen Entschluß, die Reformation wirklich einzuführen, und befahl bey hoher Strafe nichts zu lehren, das aus dem Worte Gottes nicht bewiesen werden könnte. St. Gallen, Mühlhausen, Basel und Schafhausen folgten dem Beyspiel der Zürcher, die einten schneller als die andern nach; denn weil zu Schafhausen und Basel die Bürgerschaft meistentheils der neuen, und der Rath der alten Lehre ergeben war, so entstand hieraus die seltsamste Verwirrung; und oft drang im Herbst die katholische Lehre wieder ein, wo im Frühling das Evangelium (so nannten die Reformatoren ihre Lehre) geblühet hatte. Bern selbst hatte (1524.) einen Befehl, nur Gottes Wort zu predigen, wieder durch ein anderes Mandat aufgehoben, worinn es alle Neuerung untersagte.

Die übrigen Orte entschlossen sich indessen feyerlich den

alten Glauben zu behalten, und Zürich, wo möglich, ebenfalls wieder in den Schoos der alten Kirche, so sagte man damals, zurückzubringen. Der Tagsatzungen und Zusammenkünfte der Religion wegen war kein Ende. Sie schickten also zu wiederholten Malen gen Zürich und Schafhausen Gesandte, welche diese beyden Städte in den beweglichsten und liebreichsten Ausdrücken beschwuren, den alten Glauben ihrer Väter nicht zu verschmähen. Sie anerboten sich, mit gesammten Kräften dem heillosen Leben der Geistlichen zu steuern; und drohten endlich, Zürich nicht mehr auf den Tagen neben sich sitzen zu lassen, und in den gemeinen Herrschaften die alte Lehre mit aller Macht zu schützen. Allein die Zürcher, ihres Glaubens gewiß, antworteten: daß sie sich gern aus Gottes Wort eines besseren belehren lassen, aber Gott mehr als den Menschen gehorchen müssen; und schaften mitlerweile eine kirchliche Ceremonie nach der andern ab. Die Mönche und Klosterfrauen verliessen die Klöster und heuratheten; die Bilder wurden weggethan; Prozeßionen, und endlich die Messe selbst untersagt. Man vergrub die Reliquien; sogar die Feyertage schränkte man erst auf 20. hernach auf die jetzige Zahl ein. Die Stifter übergaben dem Rath ihre Herrschaften und Rechte; die Klöster wurden in Hospitäler, Allmosen- und Waisenhäuser und öffentliche Aemter verwandelt, und die 24. Chorherren in Professoren, Prediger und Schullehrer, umgeändert. Man machte Stiftungen für arme Studirende, die sich bisher nebenzu von irgend einer Handarbeit oder der Mildthätigkeit der Reichen genährt hatten. Auch die ganze Landschaft entfernte innert 14. Tagen Bilder, Meß, Reliquien und Altäre. St. Gallen und Mühlhausen eilten hierauf ebenfalls ihre Kirchen zu reformieren. Die Berner begnügten sich, den Priestern für jezt zu verbieten, Geld für die Erstattung ihrer Pflichten zu nehmen; und zu Basel erlaubte der getheilte Rath Gewissensfreyheit, demjenigen Glauben zu folgen, welchen man für den besten hielt.

Der Religionseifer artete von beyden Seiten bald in Bekehrungssucht, Haß und Verfolgung aus. Die Römisch-Katholischgesinnten hatten wirklich schon zween Zürcher, von denen der einte zu Baden, der andere im Gaster mit Eifer der evangelischen Lehre sich angenommen, ohngeachtet aller Fürbitten ihrer Mitbürger, hingerichtet. Und da sie so grosse Wirkungen von den Religionsgesprächen bey den Zürchern gesehen; so stellten nun auch sie (1526.) eine feyerliche Disputation zu Baden an. Sie sandten berühmte Disputirer, den Doktor Eck, einen Gelehrten von Ingolstadt, einen Kapuziner von Luzern, und Murner, dahin, welche mit Haller, Hausschein rc. 18. Tage lang Gespräche hielten. Das Ende davon war dieses, daß jede Parthey glaubte gesiegt zu haben. Die katholischen Orte enschlossen sich nun triumphierend von neuem, den lutherischen Glauben von ihren Gebieten entfernt zu halten. Der Bischof von Lausanne verbot alle Neuerung unter Strafe des Feuers; und die Prediger setzten hinwieder ihre Bemühungen mit rastlosem, oft unbesonnenem Eifer, fort.

Inzwischen hatten die Zürcher kaum ihre eigne Stadt und Land mit der evangelischen Lehre bekannt gemacht, so hielten sie es für Gewissenspflicht, auch ihre Unterthanen in den gemeinen Herrschaften dieses Glücks, wie sie glaubten, theilhaft zu machen Dieses empörte jene Stände vollends gegen sie, welche desto mehr die gemeinschaftlichen Unterthanen bey dem alten Glauben zu erhalten bemüht waren, da sie die mehrern an der Zahl waren.

Noch gereichten zwey andre Uebel der evangelischen Lehre zur größten Hinderniß, und vermehrten das Aergerniß der katholischen Stände. Das eine waren die Widertäufer. Beym Lesen der H. Schrift geriethen nämlich Einige auf den Gedanken, ein neues Reich Christi zu stiften, worinn keine Sünder wären; da, wähnten sie, bedörfe es keiner Obrigkeiten mehr, und Zehenden und Abgaben fielen von selbst weg. Weil sie sich von Gott selbst erleuchtet glaubten, so hielten sie den geistlichen Stand für

unnöthig. Eben so unschicklich achteten sie es Kinder zu taufen; sie tauften also die erwachsnen nochmals, und bekamen daher den Namen. Zween Zürcher aus angesehenen Geschlechtern, Manz und Grebel, waren unter ihren Häuptern. Ganze Schaaren unzufriedner Landleute, die sich den Gesetzen und Abgaben zu entziehen wünschten, vereinigten sich mit ihnen. In wenigen Jahren breiteten sie sich durch die ganze Eidsgenoßschaft aus, kündigten der Obrigkeit Gehorsam und Zehenden auf, und enthielten sich aller Gemeinschaft des Gottesdiensts. Es war umsonst, daß die Gelehrten und Prediger besondere und öffentliche Gespräche mit ihnen hielten; umsonst, daß man sie mit Geldbußen, Gefängniß, und Verbannung als Aufrührer bestrafte. Solothurn, Appenzell, u. s. f. wo sie am meisten Unfug aurichteten, ärgerten sich um ihretwillen desto mehr an dem Evangelium.

Zu gleicher Zeit äusserten Zwingli und Luther, derer Lehren man bis dahin für eben dieselben gehalten, Verschiedenheiten in einigen Lehren. Die Eidsgenößischen Kirchen hielten es mit Zwingli. Fürsten und Gelehrte suchten sie (1527.) zu vereinigen. Man schrieb unzählige Schriften, und fieng an von beyden Seiten sich zu schimpfen und zu hassen; und so blieben beyde Partheyen zu größter Aergerniß der katholischen Kantons getrennt.

Auch der Ungestümm, mit welchen die Neubekehrten ohne Ordnung und Befehl Bilder und Altäre stürmten, brachte die evangelische Lehre in Verdacht, als wenn sie Aufruhr und Empörung stiftete. Nirgends war jezt die Unordnung grösser, als in den gemeinen Herrschaften. Die V. Orte, welche noch ganz dieser letztern ergeben waren, befürchteten, mit der Religion auch die Herrschaft selbst zu verliehren. Und so war einmal die Grafschaft Baden ganz evangelisch; das Kloster Wettingen war schon in eine Schule verwandelt; das Kloster Fahr stand leer; und im Thurgäu ward das Lesen der Bibel verboten; ein

andermal

andermal nahm die evangelische Lehre im Thurgäu überhand, und in Baden ward sie wieder unterdrückt.

In diesen Umständen traten Luzern, Uri, Schweiz, Unterwalden, Zug und Freyburg in ein Religions-Bundniß mit Wallis und dem mächtigen König in Spanien, den römisch-katholischen Glauben zu schützen. Zürich hinwider errichtete mit Bern, wo ebenfalls ein Artikel des alten Glaubens nach dem andern den Glauben verlor, ein so genanntes christliches Bürgerrecht, die reformirte Lehre nicht nur in ihren Gebieten, sondern auch in den gemeinen Herrschaften frey zu machen, und jeden nach seinem Gutdünken eine Religion wählen zu lassen.

Als die Berner das Volk znr Annahm des reformierten Glaubens geneigt sahen, ordneten nun auch sie in ihrer Stadt eine feyerliche Disputation an. Gelehrte erschienen in Menge: Zwingli war unter ihnen. Aber VIII Orte hatten den Ihrigen bey hoher Strafe verboten, dahin zu gehen. Man disputirte (1528.) Sonntag und Werktag beynahe drey Wochen lang. Die Gelehrten und Geistlichen bekannten, daß sie überzeugt seyen. Das Volk fiel ihnen zu, und die wenigen noch Katholischgesinnten verliessen die Stadt. Stadt und Land bekannte sich also zum Evangelium, und die Kirchen, Klöster und Schulen wurden wie zu Zürich sekularisirt, wie man sagte. Den Bernern in der Waat ward eine andere in Lateinischer Sprache gehalten, die keinen Fortgang hatte. Auf der Landschaft entstand hie und da Aufruhr; denn die Bauern hatten geglaubt, daß mit den Klöstern auch die Zehenden und Abgaben an dieselben abgeschaft werden sollten, und bereueten es eine Zeitlang, den alten Glauben so leicht aufgegeben zu haben. Zweymal wollten darum die Einwohner im Haslithal, von den Unterwaldnern unterstützt, die Messe wieder einführen. Endlich brachten Truppen von Bern und Zürich sie zum Gehorsam, und einige Rädelsführer wurden hingerichtet.

Diese Glaubensänderung der zwey vordersten und grössten Stände, verursachte nun gewaltige Bewegungen. Die Stadt Biel nahm ebenfalls die evangelische Lehre und das christliche Bürgerrecht an. Die unentschlossenen Glarner versprachen bald den V. benachbarten Orten, den alten Glauben zu schützen, und bald schaften sie von einer Kirche zur andern Meß und Bilder ab. In dieser Verwirrung ward weder Recht noch Gericht in Glarus gehalten. Zu Basel traute kein Bruder dem andern mehr; man schmähte, und schlug sich um der Religion willen auf ofner Strasse. Endlich griffen 2000. Bürger zu den Waffen, und ruhten nicht, bis der Rath auf der Stelle die Abschaffung der Meß erkannte. Die Stadt vereinigte sich mit Zürich und Bern durch das christliche Bürgerrecht. Schafhausen folgte Basel nach, und auch St. Gallen trat dem besagten Bündniß bey. Zürich und Bern sandten jezt voll Eifers aller Orten von ihren Räthen hin, die Neugläubigen aufzumuntern und zu unterstützen. Aber mit eben so viel Angelegenheit trachteten die Gesandten der V. Orte, die Leute in dem alten Glauben zu befestigen. Bisweilen trafen Botschafter beyder Partheyen zusammen. In einem solchen Fall trennten sich die Bürger zu Bremgarten, wo dann die evangelische Lehre die Oberhand gewann, und durch das Mehr der Stimmen eingeführt ward.

Erbitterung und Haß aus dieser Quelle der Bekehrungssucht nahm indessen unter den Ständen immer mehr überhand. Die Berner konnten den Unterwaldnern lange nicht verzeihen, daß sie den Aufruhr im Hasli-Land befördert hatten; und Luzern und Schweiz den Zürchern nicht, daß sie ihrem Schutzangehörigen Abt zu St. Gallen die weltliche Herrschaft über seine Angehörigen genommen hatten. In der Hitze des Eifers forderten die Zürcher an den Abt, daß er ihnen aus Gottes Wort die Rechtmäßigkeit des Mönchenstands, und daß ein Geistlicher zugleich Fürst seyn könne, erweisen solle. Er berief sich vergeblich

auf seine Urkunden und Rechte. Die Zürcher nahmen sein Land ein; er floh mit den Mönchen, und ein Verwalter herrschte an seiner Stelle. Von der andern Seite stieß das gemeine Volk der V. Orte gegen Zürich und Bern bittre Schimpfreden, sogar an öffentlichen Lands-Gemeinden aus; und die Orte selbst setzten jezt einen Landvogt zu Baden mit gewafneter Hand ein, von welchem die Zürcher die Unterdrückung ihres Glaubens in dieser Grafschaft befürchteten. Dieses war gleichsam das Loos-Zeichen zum Krieg. Zürich nahm (1529.) das Kloster Muri ein; die V. Orte Rapperschweil. Man schickte Absagbriefe, und besetzte die Gränzen mit Wachen. Die Städte des christlichen Bürgerrechts nebst den Freunden der Reformation im Toggenburg rükten ins Feld. In kurzer Zeit standen mehr als 24000. Mann unter den Waffen; und es schien, als sollte die Eidsgenoßschaft, aus unseligem und übelverstandnem Eifer für den Glauben, zu Trümmern gehen, als der unermüdete Land-Ammann *Aebli* von Glarus durch rührende Vorstellungen die bey Cappel stehenden Armeen zum Frieden bewog.

Durch die Vermittlung der übrigen Orte kam man überein, daß niemand zur Religion gezwungen, und in den gemeinen Herrschaften das *freye Mehr* der Stimmen entscheiden, der **Bund** *mit* Spanien herausgegeben werden, und die Unterwaldner der Stadt Bern einige Kriegskosten ersetzen sollten. Die Truppen giengen auseinander; das war der erste Cappeler Krieg.

Zu gleicher Zeit führten die evangelischen Orte den Bündtnern zu lieb einen vieljährigen Krieg mit einem mayländischen Edelmann von *Medicis*, der sich des Veltlins bemächtigen wollte, und zerstörten seine Festungen. Von einer derselben trug dieser Feldzug den Namen *Müsser*-Krieg.

Damals schwang sich auch die Stadt Genf in Freyheit, als ein den Genfern abgeneigter Bischof seine Rechte über die Stadt dem Herzog von Safoi abtrat, und dieser

auch ihre übrigen Freyheiten an sich zu reissen trachtete. Erst trennten sich die Bürger; die einten hieltens mit dem Bischof und Herzog, und wurden Mamelucken, die andern mit der Freyheit, und wurden Eidsgenossen genannt. Vermittelst der erstern bemächtigte sich der Herzog der Stadt, verfolgte die letztern, und verbannte ihrer eine grosse Zahl. Diese rührten mit ihren Klagen die Städte Bern und Freyburg, daß sie mit Genf in ein Bündniß traten, indessen der Herzog anderstwo zu schaffen hatte. Jetzt stärkte sich die Parthey der Eidsgenossen wieder, und verurtheilte 44. Mamelucken zum Schwert. Diese flohen, und vereinigten sich mit einer mächtigen Parthey Edelleute aus der ganzen Waat, die man den Löffelbund nannte, und bekriegten die Genfer mit äusserster Grausamkeit. Die Genfer ruften ihre neuen Bundsgenossen um Hilfe an, bekriegten gemeinschaftlich mit denselben den Löffelbund, brannten die benachbarten Schlösser ab, und machten (1530.) einen Frieden mit dem Herzog selbst bey St. Julian, den er bey Verlurst der Waat zu halten versprach, und der zu Petterlingen noch mehr berichtiget wurde.

Zu gleicher Zeit entspann sich zwischen Basel und Solothurn, bey Anlaß eines niedergerißnen Hochgerichts, ein so heftiger Streit, daß beyde Orte mit Heeren gegen einander zu Feld zogen, und die übrigen Orte sie mit größter Mühe wieder versöhnen konnten.

Indessen hatte der Friede bey Cappel den Fortgang der reformierten Lehre ungemein befördert: Denn nunmehr schaften auch die Thurgäuer, Rheinthaler rc. häufig die Messe ab. Die Klöster Wettingen, Rheinau und a. m. waren evangelisch geworden. Im Solothurner Gebiet waren es schon 34. Gemeinden, und die gänzliche Reformation dieses Standes schien nahe zu seyn. Kummervoll sahen die eifrigen V. Orte diese Abnahm ihres alten Glaubens, und klagten über List und Gewalt, als mit welcher Zürich und Bern ihre Neuerungen durchsetzten. Wirklich übte der erstere Stand, stolz auf seine gute Absichten,

nicht nur die Rechte des verjagten Abts von St. Gallen widergesetzlich aus; sondern damit noch nicht vergnügt, foderte er weiter, unter dem Vorwand, daß man niemand zur Religion zwingen könne und dürfe, daß die katholischgesinnten Orte in ihren eignen Ländern die reformierte Lehre sollten frey verkündigen lassen. Er beschwerte sich dabey über die Verleumdungen vieler Einwohner derselben, und schlug, nebst Bern, dem Frey-Amt und dem Thurgäu den Kornmarkt ab. Nach vielen vergeblichen Zusammenkünften und Bemühungen der unpartheyischen Stände, sendeten die V. Orte (1531.) Zürich ihre Fehdebriefe zu, und überfielen unvermuthet und erhitzt sein Gebiet. Voll Schreckens zogen ihnen die Zürcher, ohne Ordnung und Gehorsam, gen Cappel entgegen, und wurden in einem blutigen Treffen geschlagen, eh noch ihre Bundsgenossen angelangt waren. Auch Zwingli ward unerkannt getödet. Indessen rückte Zürich so fort wieder mit neuen Truppen ins Feld, und vereinigte sich mit den Völkern von Bern, Basel, Schafhausen. Die katholischen Truppen zogen sich vor ihnen auf den Zugerberg zurück. Jene schickten hierauf einen Theil ihrer Armee dahin ab, das feindliche Lager bey Nacht zu überrumpeln; allein auch diesen fehlte die nöthige Kriegszucht. Sie zerstreuten sich ohne Ordnung, und wurden beym Mondschein theils erschlagen und in die Tiefen gestürzt, theils zurückgejagt. Diese zwey Niederlagen machten die Verbündeten Reformierten uneinig. Ein Trupp nach dem andern zog nach Hause; die Soldaten rissen aus. Empörung herrschte zu Stadt und Land; und die Zürcher waren genöthigt, einen zweyten Vertrag zu errichten, von welchem nunmehr die gemeinen Herrschaften ausgeschlossen wurden. Die reformierten Kantons mußten den V. Orten die Kriegskosten bezahlen.

Dieser zweyte Landfriede hat den Fortgang der Reformation sehr gehindert, nachdem ihn auch die Berner unterschreiben müssen. Denn nun führten die siegenden

V. Orte ihren alten Glauben zu Mellingen, Bremgarten, Rapperschweil, in Baden, zu Zurzach, mit Gewalt wieder ein. Im Thurgäu, und in andern gemeinen Herrschaften, brachten sie durch Gesandte manche Gemeinden zum Rückfall. Der Abt zu St. Gallen zog mit seinen Mönchen in sein Kloster zurück, und die Stadt St. Gallen mußte ihm die in seiner Kirche gemachten Zerstörungen vergüten. Besonders war der Zustand der Stadt Solothurn bedaurenswürdig. Sie hatte den Bernern im letztern Krieg Hilfe geschickt; und nun machten es die V. Orte zum Friedensbeding, daß sie den alten Glauben wieder einführen sollte. Die Bemühungen der Gesandten beyder Religionen brachten die Stadt in die größte Verwirrung. Die getrennten Bürger sahen einander als offenbare Feinde an. Endlich griffen beyde Partheyen, aus Furcht überwältiget zu werden, zu den Waffen. Der Schultheiß von Wenge stellte sich vor die Mündung einer geladenen Kanone, welche die Katholischen auf das Versammlungshaus der Reformierten abfeuren wollten, um das Blutvergiessen zu verhüten. Diese unterlagen endlich, wurden aus der Stadt vertrieben, und zerstreuten sich in die benachbarten Gebiete. Das ganze Land, ein oder zwey Dörfer ausgenommen, kehrte wieder zur katholischen Kirche zurück; und 34. Prediger wurden ihrer Aemter entsetzt. Auch die Stadt Rothweil in Schwaben, welche damals im Bund mit den Eidsgenossen stand, hatte die Messe ermehret, und 400. Reformierte mußten ins Elend wandern.

Damit wurden der Reformation in der deutschen Schweiz die Gränzen gesetzt, die sie noch auf den heutigen Tag hat. Desto eifriger arbeiteten die reformierten Orte daran, die eingeführte Lehre durch allerley Anstalten zu befestigen. Es wurden jährliche Zusammenkünfte der Geistlichen (Synoden) verordnet, Lehre und Leben der Pfarrer zu prüfen, und überhaupt Religions-Angelegenheiten zu berathschlagen. Die Schulen wurden mit gelehrten Männern versehen, die man oft von Ferne herkommen

ließ, und mit dem Bürgerrecht beehrte. Die Gebete, Gesänge, und der äusserliche Gottesdienst, wurden von jedem Ort nach seinem Gutbefinden eingerichtet. Man führte den Unterricht der Kleinen und Grossen in sogenannten Kinderlehren durch den Katechismus ein. Leo Jud, Pfarrer zu St. Peter, schrieb den ersten Zürcherischen, und er wurde mit vielem Eifer gelesen. Man gab sich alle Mühe, die Wiedertäufer zu belehren, oder wenigstens in Ruhe zu erhalten. Man bestimmte den Geistlichen die Einkünfte, und suchte sich mit den Fürsten und Klöstern zu vergleichen, die sie ungern gaben; und gegen den Vorwurf der Trennung und Uneinigkeit in der Lehre vertheidigten sich die evangelischen Kirchen durch Glaubens-Bekenntnisse, welche von allen Ständen unterschrieben wurden.

Vornehmlich aber breitete sich die evangelische Lehre nunmehr auch in dem mittäglichen Theil der Schweiz aus. Mit einem Empfehlungs-Schreiben von Bern in der Hand, reiste Wilhelm Farel von einer Stadt zur andern, sie zu predigen. Keiner der Reformatoren war so eifrig und ungestümm wie er. Wo er hinkam, entstand Verwirrung und Aufruhr; denn er konnte sich nicht enthalten, auf den Pabst, und die Priesterschaft, und die Lehre der katholischen Kirche zu schimpfen; und von seiner Beredsamkeit hingerissen, stürmten seine Anhänger sogleich Bilder und Altäre, oder schaften eigenmächtig durchs Mehr die Messe ab. Die erbitterten Anhänger des alten Glaubens bewachten vergebens die Kirchen vor ihm, und griffen zu den Waffen. Zu Neuburg wurde das Evangelium mit dem Mehr von 18 Stimmen, zu Orbe aber, und in den Herrschaften, welche Bern mit Freyburg gemeinschaftlich regiert, zu Wiflisburg und Petterlingen, wo der Bischof von Lausanne Oberherr war, vollends unter lauter Empörungen und Aufruhr eingeführt. Endlich langte Farel (1531.) zu Genf an, und gewann eine Menge Anhänger. Einmal rissen die eifrigen Genfer ih-

ren Lehrer auf einen öffentlichen Platz hin, zu predigen; es entstand ein gefährlicher Aufruhr. Ein angesehener Chorherr, der geharnischt seine katholischen Glaubensgenossen anführte, ward ermordet, und sein Tod zog der Stadt neue Kriege zu. Indessen man dort dergestalt von Innen in zwey starke Partheyen getheilt war, und von Aussen ein fremder Feind den ersten gelegenen Augenblick erwartete, die Mauern zu überrumpeln, langten Gesandte von Bern an, welche die Reformation, unter Androhung das Bündniß aufzugeben, empfahlen. Die Freyburger drohten das gleiche, wenn man solche annehmen würde. In dieser äussersten Verlegenheit wagtens (1535.) die herzhaften Genfer den letztern das Bündniß herauszugeben. Jezt betrat der unermüdete Farel öffentlich die Kanzel. Der Rath ließ eine Disputation halten. Die Priester und eifrigen Anhänger der alten Lehre verliessen die Stadt, und schlugen sich zu ihren Feinden. Die Meß wurde abgeschaft, und die Klöster in Schulen, Hospitäler und Festungswerke verwandelt, die damals zum Erstenmal angelegt wurden.

Niemals hat sich die Stadt Genf in so verzweifelten Umständen befunden. Selbst Bern drohte jezt, das Bündniß mit ihr zu brechen, wenn sie nicht sogleich gewisse alte Schulden bezahlte; aber der Muth der Bürger, und die Klugheit ihrer Räthe war unerschöpflich. Sie schickten die Kirchen-Zierathen an die Zahlung nach Bern; gewannen den König in Frankreich; und warben in seinem Reiche sowohl, als zu Neuburg, Truppen, die sich mit unerhörter Tapferkeit durch die Savoischen Heere durchschlugen, um zu ihnen zu gelangen. Auch die Berner entschlossen sich nunmehr, den Herzog Karl zu bekriegen, der den Vertrag von St. Julian nicht gehalten hatte, und zogen, ohne die übrigen Eidsgenossen zu berichten, (1536.) ins Feld. **Franz Nägeli** (die Bauern hiessen ihn den General **Hans Franz**) war ihr Anführer. Innerhalb 14. Tagen wurde die ganze **Waat**, nebst einem Theil von

Savoi am Genfer-See, und dem Land Gex, um so viel leichter erobert, da Frankreich den Herzog Karl zugleich in seinen übrigen Ländern bekriegte, und ihn dergestalt hinderte, sich gegen die Schweizer zu vertheidigen. Daher bedienten sich auch die Walliser der Gelegenheit, den an sie gränzenden Theil von Savoi einzunehmen. Freyburg, von Bern eingeladen, eroberte Romont und Rue. Genf machte sich ebenfalls einige Dörfer seines Feindes unterthan. Es war vergeblich, daß die sorgsamen Eidsgenossen diese sämtlichen hitzigen Eroberer baten, ruhig zu seyn, und ihre Vermittelung anboten. Auch die Stadt Lausanne, deren Bischof sich entfernt, und des Herzogs Parthey genommen hatte, ergab sich. Die Berner eigneten die Bischöflichen Rechte sich selbst zu. Jezt sendeten die Berner und Freyburger Landvögte in die eroberten Provinzen, nachdem sie bey der Theilung beynahe einen neuen Krieg angefangen hatten; und Bern befahl Farel und seinen Schülern, die neue Lehre allenthalben zu predigen. Endlich (1537.) ward zu Lausanne eine feyerliche Disputation unter dem Vorsitz Bernerscher Gesandten gehalten, und nach derselben die Reformation im ganzen Land nicht ohne Gewaltthätigkeit eingeführt; die Hartnäckigen mußten, wie in den übrigen reformierten Kantons, mit ihrer Haabe das Land räumen. Zu Lausanne ward das Bistum in eine hohe Schule verwandelt, und die Klöster mußten Einkünfte für Prediger und Hospitäler hergeben. Der Bischof begab sich nach Freyburg, wo seine Nachfolger noch heut zu Tage mit dem alten Titel residiren. Der Herzog unterließ indessen nicht, bey allen Anlässen die eroberten Länder zurückzufodern; und die übrigen Orte brachten es endlich dahin, daß Bern das in Savoi eroberte Gebiet, und Gex, dem Herzog wieder abtrat, und dafür die Waat für immer und eigen behalten konnte (1564). Auch Wallis mußte einen Theil des Eroberten zurückgeben.

Zu Genf ward mittlerweile die Reformation durch ihren neuen Lehrer Calvin (Chauvin), der aus Frankreich gebürtig war, vollends zu Stande gebracht. Durch den unerbittlichen Ernst der Zucht, die er einführte, verbesserte er die im Krieg verwilderten Sitten seiner Mitbürger. Dieselben hatten ihn einmal (1542.) eben wegen dieser äussersten Strenge vertrieben; sie holten ihn aber bald wieder durch Gesandte ein, und er ward von ihnen bis an das Ende seines Lebens verehret, desto mehr, weil er grossen Einfluß in die Gesetzgebung und die Herstellung der Polizey und Wissenschaften hatte.

Auch in den Bündtner-Landen wurden verschiedne Disputationen gehalten, nach welchen sich viele Gemeinden zur evangelischen Lehre bekannten; und selbst zu Chur, im Angesicht des Bischofs, wurden die Klöster in Schulen verwandelt. Im Veltlin nahm sie bald zu, und bald wieder ab, je nachdem der benachbarte Bischof von Como die Evangelischen drückte oder duldete. Auch zu Luggarus hatte ein italiänischer Gelehrter, Beccaria, heimlich eine Gemeinde gesammelt, welche die Landvögte der katholischen Orte nicht mehr dulden wollten. Die Eidsgenossen fanden (1555.) gut, daß sie ihr Vaterland verlassen, und in die evangelischen Stände sich begeben sollten. Sie kamen vornehmlich nach Zürich, wo Beccaria ihr Prediger war. Noch blühen daselbst die meisten von diesen Familien in zahlreicher Nachkommenschaft.

Niemals hat sich seit dem die Reformation in der Schweiz weiter ausgebreitet, nachdem jezt auch die Berner und Freyburger sich mit den Herrschaften des letzten Grafen von Gryers bereichert, und die erstern in dem ihnen zugefallnen Theil die reformierte Lehre verkündigen lassen. Der Graf hatte sich in Schulden gesetzt, welche ihm die zwey Stände gegen Abtretung seiner Länder bezahlten. Die Ruhe kehrte wieder zurück, und die Eidsgenossen mischten sich nicht in die Kriege, welche der Kayser mit den evangelischen Fürsten in Deutschland führte,

obgleich er die Stadt Constanz vor ihren Augen (1548.) unterjochte, und daselbst den alten Glauben wieder einführte. Darum aber stunden sie nichts desto weniger (1551.) wie ein Mann zusammen, als sich eine kayserliche Armee ihren Gränzen näherte. Die alten Bünde wurden wieder vorgelesen, und man würde sie auf das Neue beschworen haben, wenn nicht die Worte des Eids, „und alle Heiligen„ den Evangelischen zuwider gewesen wären. Oft schickten diese, aber vergeblich, Gesandte in Frankreich und Savoi, für die daselbst verfolgten Glaubensgenossen Fürbitten einzulegen; und nahmen großmüthig die leztern auf, wenn sie arm und krank schaarenweise von Zeit zu Zeit in der Schweiz anlangten.

Keine Veränderung hat in unsern Ländern so wichtige Folgen gehabt, obschon so viel Gewaltthätigkeit zu ihrer Einführung in diesen rohen Zeiten beytragen müssen, als die Reformation. Denn der grossen Verwilderung und Armuth, welche durch die unaufhörlichen Kriege, und die Bereicherung der Klöster, in dem Staat überhand genommen, ward dadurch mächtig gesteuert. Die evangelischen Orte, und allmählig auch die übrigen, fiengen an stillere Künste zu treiben. Die Wissenschaften, welche zur Kenntniß der Religion dienen, wurden jezt die Beschäftigung fast aller guten Köpfe. Wir gerathen über den unermüdeten Fleiß der damaligen Gelehrten in Erstaunen, wenn wir die Menge ihrer Werke betrachten; so schrieben Tschudi, Bullinger, Stumpf, Männer, welche in den wichtigsten Berufsgeschäften standen, gleichsam zu ihrer Erholung, zahlreiche Bände vaterländischer Geschichten. Es entstand allmählig ein arbeitsameres Geschlecht von Menschen, nachdem die Pensionen und Kriegsdienste abgenommen hatten. Der Feldbau und alle Arten Gewerbe wurden verbessert. Die Handlung kam wieder in Aufnahme, und die aus Frankreich und Italien entflohenen Glaubens-Genossen legten den Grund zu den Seiden-Gewerben, und dem Flor der Städte Zürich, Basel, Genf,

und andrer Städten und Länder. Selbst unter den Soldaten ward bessere Zucht und Ordnung eingeführt. Der Anstalten für Arme und Kranke, und besonders für eine bessere Erziehung, wurden zu Stadt und Land eine Menge gemacht. Durch strenge Gesetze wurden die gewöhnlichen Laster der Unzucht, Ueppigkeit, Pracht, des Schwörens, Spielens, Wuchers u. s. w. eingeschränkt, und selbst die Tänze, wollüstigen Lieder und Faßnachtspiele, die dazu verleiteten, abgeschaft. Denn da die Obrigkeiten nun auch die Gewalt der Bischöfe und Aebte in den reformierten Ständen besassen, so setzten sie mit Ansehn und Nachdruck ihre Mandate ins Werk, und zogen alle Ungehorsamen, die Geistlichen wie die Layen (so nannte man was nicht geistlich war) zur Strafe. Einen Theil dieses Richter-Amts übte zu Bern und Genf die Geistlichkeit unter dem Namen Kirchenzucht aus. Zu Zürich, Basel, Schafhausen, thaten es die Obrigkeiten durch eigne von ihnen besetzte Gerichte; wie zum Beyspiel, das Ehegericht, die Reformation, die Stillstände, ꝛc.

Eilfter Zeitraum.

Neue innere Zwistigkeiten Ao. 1556. bis 1712.

Die Reformatoren waren gestorben; ihre Nachfolger aber, welche oft allzu ängstlich die Glaubensbekenntnisse derselben, wie die heilige Schrift selbst verfochten, hatten noch immer gegen Irrlehrer zu kämpfen, welche im einten oder andern Punkt davon abwichen; so ward der unglückliche Servet zu Genf verbrannt, der in einigen Punkten Calvin widersprach. Von den Katholischgesinnten aber glaubten sie, sich nicht weit genug entfernen zu können. Beyde Partheyen thaten was sie konnten, ihren Glauben zu befestigen: und die aufrichtige alte Eintracht war gänzlich dahin.

Zu Zug und in Wallis wurden die Bibelübersetzungen der Reformatoren durch die Hand des Scharfrichters verbrannt. Die römisch-katholischen Orte erneuerten ihre Bündnisse mit Frankreich, Mayland, Savoi und dem Pabst: Fürsten, welche ihre evangelischen Unterthanen mit Feuer und Schwert hinrichteten. Sie unterwarfen sich von neuem (1562.) den Entschlüssen der Kirchen-Versammlung zu Trient, welche den katholischen Glauben aufs neue festsetzte, und wohin sie ihre angesehensten Männer, den Ritter Lüßi von Unterwalden, und den Abt zu Einsiedeln geschickt hatte. Sie versuchten sogar, die Glarner zur alten Lehre zurückzubringen; allein sie erweckten nur Empörungen, nach welchen es bey der einmal eingeführten Verschiedenheit blieb. Der Pabst hielt einen beständigen Gesandten (Nuntius) in der Schweiz, der zu Luzern residirte, und den Vortheil der katholischen Lehre beförderte. Der Erzbischof und Cardinal Baromeus zu Mayland ließ 40. Eidsgenossen in einer eigens dazu errichteten Anstalt zu Mayland, in Italien studiren, damit sie gelehrte Verfechter des Glaubens würden. Endlich traten die römisch-katholischen Orte mit Wallis, dem Bischof von Basel und dem Pabst in ein neues Religionsbündniß zusammen, den katholischen Glauben für immer und ewig unter ihnen zu befestigen. Dieses Bündniß ward (1586.) zu Luzern feyerlichst beschworen, und erhielt den Namen des Goldenen oder Baromeischen Bunds; und ein ähnliches ward mit Spanien getroffen.

Die evangelischen Orte hinwieder wurden durch solche Verträge mit Mißtrauen und Argwohn erfüllt, und ihre Geistlichen nährten diesen Religionshaß. Die Schriften und Reden derselben waren voll bitterer Anzüglichkeiten gegen die alten Lehren, und diejenigen, welche sich dazu bekennten; und so konnte es nicht fehlen, daß nicht oft die kleinste Veranlassung ein Zunder der größten Mißhelligkeit wurde.

Als sich in Frankreich die evangelischen, troz aller Verfolgung, bey tausenden mehrten, und Herzogen und Prinzen zu ihnen traten, sezten sie sich zur Wehr, und es brachen daselbst die schrecklichsten Religionskriege aus. Die römisch-katholischen Orte, welche mit dem König in Bündniß stunden, gaben ihm von Zeit zu Zeit Truppen, mit denen er seine neu gläubigen Unterthanen (man nannte sie Hugenotten) bekriegte. Die Evangelischen aber konnten die Ihrigen nicht zurückhalten, daß sie nicht ebenfalls in grossen Haufen in Frankreich eilten, ihren Glaubensbrüdern beyzustehen; und so fochten mehr als einmal Eidsgenößische Heere gegen einander im Schlachtfeld. Mißtrauen und Feindschaft bemächtigte sich daher auch bey Hause aller Herzen. Auf den Tagsazungen hörte man nichts als Vorwürfe und Klagen, mit welchen die römisch-katholischen Orte die Reformation, als die Quelle alles Elends, bejammerten. Endlich geschah es, daß der nächste französische Kronerbe, Heinrich von Navarra, an der Spize der Hugenotten stand. Anfangs widersezte sich ihm die katholische Parthey, und die Prinzen, welche selbst gern die Krone getragen hätten, unter dem Namen der heiligen Ligue. 20000. Eidsgenossen standen (1588.) noch einmal gegen einander im Feld, und die evangelische Schweiz war die Zuflucht der Hugenotten vor dem Grimm dieser Ligue. Endlich siegte Heinrich, ward König und Beschützer beyder Partheyen. Die bürgerlichen Kriege hörten auf, und mit Freuden erneuerten (1602), Zürich ausgenommen, auch die Eidsgenossen alle ihr Bündniß mit Frankreich.

Mittlerweile veranlaßte der neue Calender nicht geringe Unruhen. Man hatte bisher den alten oder Julianischen Calender gebraucht; in welchen 365. Tage und 6. Stunden auf das Jahr gezählt sind. Seitdem hatten die Gelehrten entdeckt, daß 11. Minuten weniger auf ein Jahr gezählt werden sollten, und also seit 1500. Jahren 10. Tage zu viel gerechnet seyen. Der damalige Pabst

Gregor wollte diese unschuldige Berichtigung der Zeit (1583.) einführen, und befahl daher 10. Tage im Calender durchzustreichen. Sieben katholische Orte führten diesen *neuen* Calender gehorsam ein. Zürich und Bern hingegen schlugen denselben aus, weil er vom Pabst empfohlen war, und seinen Namen trug; denn man nannte ihn den *Gregorianischen*. Es entstanden Verwirrungen in den Fest- und Markttagen, und Unruhen in den vermischten gemeinen Herrschaften. Die übrigen Orte brachten es endlich dahin, daß jede Parthey ihren Calender zu behalten, und in den gemeinen Herrschaften die vornehmsten Feste der andern halb mitzufeyren versprach.

Ein eben so nichtswürdiger Handel erregte bald darauf neuen Krieg. Drey Brüder **Fyninger** zu **Mühlhausen** hatten vor dem Rath daselbst einen kleinen Rechtshandel verlohren, und waren wegen offenbarer Verbrechen gestraft worden. Unzufrieden suchten sie bey den Eidsgenossen Hilfe. Zürich billigte, was die Obrigkeit zu Mühlhausen gethan. Aber die römisch-katholischen Orte gaben den Fyningern ein Empfehlungsschreiben, daß man ihr Urtheil mildern möchte; und diese machten Hofnung, daß Mühlhausen wieder zum römisch-katholischen Glauben gebracht werden könnte. Es kamen wirklich Gesandte der V. Orte dahin, und wollten die Gemeinde versammeln. Die Obrigkeit schlug dieses Begehren ab, und setzte einen der Fyninger ins Gefängniß. Auf der Stelle schickten alle katholischen Orte der Stadt ihre Bundsbriefe zerrissen zurück. Es entstand Aufruhr. Die Fyninger warfen die Schuld auf die Obrigkeit. Die Bürgerschaft entsetzte (1587.) den Rath, nahm österreichische Soldaten ein, und war bereit, einige der angesehensten Männer aus dem Rath hinzurichten. Gesandte von Zürich und Basel mußten unverhört wieder heim gehen. Jezt griffen die evangelischen Orte zu den Waffen, eroberten Mühlhausen mit Sturm, richteten einige Häupter der Rebellen hin, und stellten Ruh und Ordnung wieder her.

Bald darauf beschäftigte Genf wieder alle Eidsgenossen, und besonders die Berner; denn die Herzogen von Savoi erneuerten bey jedem Anlaß ihre Ansprachen auf das Bistum zu Genf, und suchten sich diese Stadt zu unterwerfen. Erst machte Herzog Karl Emanuel einen Anschlag, Lausanne durch Verrätherey einzunehmen. Als dieser, so wie mehrere dergleichen auf Genf, mißlungen, bekriegten die Berner den Herzog; und Genf setzte seine Truppen zu denselben. Manches Schloß ward niedergebrannt, manches Städtchen erobert. Die Genfer thaten Heldenthaten, und ihr Muth übertraf ihre Kräfte. Lürbigni und Conforgien waren ihre tapferen Anführer, und Michael Roset ihr grosser Staatsmann, der bey Hause die Genfer aufmunterte, und die Berner oft wieder gewann, wenn sie des Kriegs müde, ihre Bundsgenossen zu verlassen schienen. Indessen wechselten Friedensvorschläge, Waffenstillstände, und treulose Ueberfälle des Herzogs miteinander ab, bis Frankreichs Truppen sich mit den Bernerischen vereinigten, und dem Herzog einen Frieden abnöthigten, nach welchem das Land Gex an Frankreich kam, und also der Genferboden für immer von der Schweiz abgeschnitten wurde. Der Friede dauerte nicht lange; denn bald hernach hätte der Herzog diesen Schlüssel der Eidsgenoßschaft beynahe in seine Gewalt bekommen. Schon waren (1602.) von den Verräthern viele auf schwarzen Leitern im Dunkel der Nacht über die Mauern gestiegen, als die Genfer erwachten, halb nackt zu den Waffen griffen, und die Stadt retteten. Sie nennen diesen Ueberfall Escalade. Zürich und Bern bewachten nun den kleinen Staat besser, bis ein neuer Friede zu Stande kam. Noch versuchte der Herzog einigemale solchen durch Verrätherey an sich zu bringen, und rüstete sich endlich offenbar zum Krieg. Die Berner machten noch grössere Zurüstungen; endlich gab der Herzog seine Ansprüche auf diesen kleinen Freystaat völlig

auf, und trat (1617.) mit Bern in einen Vertrag für eine Anzahl Truppen.

Auch in andern Ständen herrschten hie und da innerliche Unruhen. Die Obrigkeit zu Appenzell verbot den evangelischen Einwohnern des Fleckens den Kirchenbesuch zu Gaiß, und entsetzte einige Pfarrer. Viele fielen bey dieser Verfolgung vom reformirten Glauben ab; andere begaben sich in evangelische Dörfer; und einige widersetzten sich dem Rath mit Thätlichkeiten. Die herbeyeilenden Gesandten der Eidsgenossen konnten nicht anderst Friede schaffen, als indem sie (1597.) das Land, die Regierung, Aemter, und gemeine Güter theilten, so daß die catholischgesinnten die *innern*, die Evangelischen die äussern Roden allein bewohnen sollten. Noch heut zu Tage sind die Appenzeller nur durch eine gemeine Landsgemeinde vereinigt.

Aus gleichem Religionshaß trat der Bischof von Basel seine Rechte an die Stadt Biel den Bernern gegen die ihrigen auf das Münsterthal ab, wo er seinen römischcatholischen Gottesdienst wieder einzuführen gedachte, der zur Zeit der Reformation auch dort war abgeschaft worden. Schon war der Vertrag gemacht; Pabst und Kayser, welche der Bischof befragen mußte, hatten den Tausch gebilligt. Allein der Bischof selbst, da er unvermuthete Hindernisse fand, die evangelische Religion in seinem Bistum auszureuten, bereute den übereilten Schritt. Die übrigen Eidsgenossen wollten den Bielern keine Stimme mehr auf den Tagsatzungen erlauben, wenn sie Bern angehörten. Diese Stadt befürchtete ihre Freyheiten zu verlieren. Die Berner liessen sich endlich (1599.) zur Aufhebung des Tausches bereden, und Biel blieb frey, wie vorher.

Hierauf entstanden die grausamen Kriege in Bündten. Die drey Bünde waren (1601.) mit Bern, da sie vorher nur mit VII. alten Orten vereinigt gewesen, und auch (1602.) mit Frankreich in Bündniß getreten. Jetzt entstanden zwey Partheyen im Volk: denn der Obere

römisch catholische Bund, worauf Oesterreich noch einige Ansprüche hatte, und die eifrigen Freunde der catholischen Religion, hieltens mit Oesterreich und dem damals österreichischen Spanien, ihren Nachbarn. Planta, einer der angesehensten Bündtner, war an ihrer Spitze. Die andre Parthey hinwieder hatte die neue Freundschaft mit Frankreich in ihrem Vaterland zu erhalten gesucht. Beyde aber, die Franzosen und Spanier, trachteten damals einander den Paß durch Bündten zu verschliessen. Das Volk, welches sich durch seine Anführer in Gefahr und Noth gebracht sah, rottete sich zusammen, und ein Theil klagte den andern, als die Ursache dieser Händel an. Eine geraume Zeit spielte die Spanische Faction den Meister, entsetzte in einem Strafgericht zu Chur den Rath, ließ einige Häupter der Gegenparthey als Verräther hinrichten, und andere verbannen, oder mit Geldbussen belegen. Der Pöbel wies die Gesandten der Eidsgenossen, welche kamen Frieden zu stiften, mit Schimpf zurück.

Schon wollten die verbündeten Stände die Bündtner mit Gewalt zum Frieden nöthigen, als (1604.) die Französische Faction die Oberhand gewann. Man besetzte die Gränzen gegen Mayland; auch Zürich und Bern schickten Truppen dahin, und ein neues Strafgericht zu Ilanz vergalt den spanischgesinnten die Grausamkeiten, die sie vorher verübt hatten. Dieß empörte die letztere Parthey von neuem; es war ein allgemeiner Aufruhr im ganzen Land; alles stand (1607.) gegen einander in Waffen, als zween angesehene Greisen, der Ritter Sprecher und der Landamman Buol den rasenden Pöbel beredten aus einander zu gehen, und durch ein drittes unpartheyisches und aus allen drey Bündten gewähltes Strafgericht äusserliche Ruh und Ordnung wieder herstellten.

Indessen daurten die heimlichen Factionen immer fort, und ein kleiner Zufall entzündete die schrecklichsten Kriege.

Die Evangelischen zu Sondrio im Veltlin wollten eine Schule bauen, und ihre Kirche erweitern. Rusca, der Priester daselbst, widersetzte sich, und zu gleicher Zeit (1618.) schlug Spanien den Bünden alle Gemeinschaft mit Mayland ab. Hinwieder empörte die Französische Parthey von der andern Seite das ganze Land, und setzte ein schreckliches Gericht zu Thusis nieder. Rusca ward an die Folter geschlagen, und starb im Gefängniß. Planta entrann kaum dem Tod; der Bischof von Chur ward entsetzt und verbannt; einige Spanischgesinnte wurden hingerichtet, andere verwiesen. Die Spanische Parthey griff (1619.) aus Verzweiflung zu den Waffen, und gewann bald wieder die Oberhand. Aber nicht lange: denn eine dritte Parthey, die sich die Neutralen nannte, verwies die Häupter beyder Factionen und verbot alle Pensionen fremder Fürsten. Auch die fremden Gesandten mußten Bündten verlassen, und ein neues Strafgericht zu Davos wütete nun gegen beyde Theile. Ordentliche Gerichte und Rechte im Land galten nicht mehr. Die Spanischgesinnten suchten inzwischen Hilfe bey Oesterreich und Mayland. Besonders brachte das Schicksal des Rusca die catholischen Veltliner in Wuth, so daß sie (1620.) die Evangelischen unvermuthet überfielen, und in verschiedenen Dörfern Männer, Weiber und Kinder ohne Unterschied ermordeten. Die Bünde schickten Truppen dahin, den Aufruhr zu stillen, und die Verbrecher zu strafen. Allein diese setzten sich zur Wehr; spanische Truppen unterstützten sie; und von einer andern Seite fiel Planta mit einem Oesterreichischen Heer in Bündten ein, und bemächtigte sich des obern Bundes. Die Veltliner errichteten einen eigenmächtigen Staat. Der obere Bund ward (1621.) von den zwey andern abgerissen, und Oestreich unterworfen. Man legte Vestungen im Land an. Die evangelische Lehre ward aller Orten unterdrückt, wo sich Spanier oder Oestreicher fanden, und die zwey Bünde selbst genöthigt, einen

schädlichen Vertrag mit Mayland einzugehen. Umsonst schickten die evangelischen Orte überall Gesandschaften ab, und machte der französische Gesandte einen andern Vertrag (1622.) mit dem König in Spanien zu Madrid, welcher alles auf den alten Fuß setzen sollte.

Durch Sclaverey und Verfolgung zur Verzweiflung gebracht, schlugen nun die Brettigäuer zuerst die Oestreichschen Soldaten mit Prügeln (man hatte ihnen alle Waffen genommen) von einer Gemeinde zur andern todt, räumten das Land von feindlichen Völkern, zerrissen den Mayländischen Tractat; und die drey Bünde vereinigten sich wieder mit einander. Aber plötzlich fielen die Oesterreicher und Veltliner zum zweyten mal ins Land ein, unterjochten es aufs neue, verübten unmenschliche Grausamkeiten, und trennten den obern Bund und die Herrschaften Veltlin, Cleven und Worms wieder von den zween andern Bünden ab. Hunger und Pest verheerten zugleich das Land. Als die ohnmächtigen Bündtner dergestalt im äussersten Elend schmachteten, arbeiteten Frankreich und die evangelischen Orte, und endlich auch die übrigen, an der Vollstreckung des Vertrags zu Madrid; und beschlossen, da Güte nichts half, einen förmlichen Krieg. Französische und Schweitzerische Völker rücken also (1624) in Bündten ein; die Bündtner schlagen sich zu ihnen, und verjagen alle spanischen, östreichischen und päbstlichen Besatzungen; (Spanien hatte neulich auch den Pabst für sich gewonnen.) Nach langen Unterhandlungen schien sich der Streit zum Besten des Lands zu endigen, als Frankreich selbst zurück trat, und den Bündtnern einen neuen Vertrag aufdrang, dem zufolge die Herrschaften Veltlin, Cleven und Worms eigne Staaten seyn, und ihren alten Herren den Bündtnern dafür eine Summe Gelds bezahlen sollten. Kaum hatten jetzt die Franzosen das Land geräumt, so bemächtigten sich Oestreicher desselben (1628.) zum dritten mal; und unbeschreiblich war das Elend, bis französische

Völker jene wieder vertrieben, und die vornehmsten Pässe, welche sie hie und da gegen den immer zurückkehrenden Feind mit starken Schanzen bevestigten, lange besetzt hielten. Endlich drangen die Bündtner ungedultig, und des Kriegs müde, auf eine gänzliche Räumung ihrer Länder, und empörten sich auch gegen die Franzosen, vertrugen sich mit Spanien und Oesterreich, und der Friede ward hergestellt. Die Bünde gelangten wieder zu ihren Herrschaften, doch mit der Bedingniß, daß künftig in denselben nur die catholische Religion geübt werde. Sonst pflanzten sich allmählich die evangelischen Gemeinden in Bündten wieder an, und Oestreich verkaufte (1649.) seine noch übrigen Rechte an den obern Bund.

Während dem Laufe dieser fürchterlichen Händel erweckte der Religionshaß hie und da unter den Ständen selbst hitzige Gezänke, welche nur durch die unermüdete Treue der Orte, welche keinen Theil daran nahmen, von Zeit zu Zeit wieder gedämpft wurden. Einmal (1610.) ward ein catholischer Gerichtsherr im Thurgäu und des Landvogts Diener an einer Hochzeit zu Gachnang von den Gästen übel mißhandelt. Die Züricher, aus deren Gebiet die meisten dieser letztern waren, wollten die Partheyen gütlich mit einander vertragen; die mitregierenden catholischen Orte hingegen drangen auf harte Bestrafung. Beyde Theile erhitzten sich, und rüsteten sich bereits zum Krieg.

Ein andermal (1613.) führten die Berner einen ernsthaften und langwierigen Rechtshandel mit dem Bischof von Basel, als er die Messe im Münsterthal wieder einzuführen versuchte, und legten Truppen an die Gränzen.

Bald darauf (1629.) erneuerte der Bischof von Constanz und der Abt zu St. Gallen ihre Ansprüche an das Ehgericht, und die Bestellung und Absetzung der Pfarrer im Thurgäu, Rheinthal u. s. w. Die fünf Orte standen ihnen treulich bey. Und nun kam es in die

Frage, ob die V. Orte in Religionssachen fünfe, und Zürich nur eine Stimme haben sollten? wodurch die Lehre der Reformirten in den gemeinen Herrschaften gänzlich wäre unterdrückt worden. Die Zürcher verneinten die Frage standhaft. Fremde Gesandte und die Orte Bern, Basel, Freyburg und Solothurn bemühten sich, sie zu vereinigen. Man hielt Tagsatzungen; die V. Orte und Zürich griffen sogar zu den Waffen. Endlich (1632.) erhielt man, daß gleich viele Richter von beyden Religionen dergleichen Dinge entscheiden; (man nannte dieß zu gleichen Sätzen richten) daß die catholischen Herrschaftsleute, wenn sie von den Evangelischen beklagt würden, vor das Ehgericht zu Constanz gehören; und daß dem Bischof und Abt zu den Pfründen 3 Geistliche zur Auswahl vorgestellt werden sollten.

Der dreyßigjährige Krieg in Deutschland, den ein berühmter Held Gustav Adolf, König in Schweden, mit dem Kayser führte, erweckte ebenfalls Argwohn und Mißtrauen. Die Eidsgenossen hatten es sich zwar zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht, so viel möglich in die Händel fremder Fürsten sich nicht mehr zu mischen. Sie hatten auch die Stadt Rothweil, welche, ohne sie zu befragen, dem Kayser Steuren und Paß gegeben, als sie hernach von den Schweden erobert worden, (1632.) ihrem Schicksal überlassen Allein da die Schweden sich der Schweiz näherten, und Bern eine Besatzung nach der Stadt Müllhausen, welche die V. Orte nicht mehr für ihre Bundsgenoßin hielten, abgehen ließ: überfielen (1633.) Solothurnische Landvögte und Bauren sie bey einem engen Paß in diesem Canton Erzörnt wollten die Berner Solothurn den Bund herausgeben, und fremde und der Eidsgenossen Gesandte vermochten kaum, sie zu besänftigen. Ein ander mal streiften die Schweden über eine Ecke des Thurgäus, und belagerten ungefragt die Stadt Constanz auf Eidsgenößischen Boden. Entrüstet eilten IV. Orte mit 3000 Mann, sie zu ver-

jagen, und hatten die Zürcher im Verdacht, daß sie den Schweden zu günstig wären, weil sie nicht eben so rasch gegen dieselben zu Feld zogen. Sie nahmen (1634.) Kesselring den Obristwachtmeister des Thurgäues, der zugleich Bürger zu Zürich war, als einen Landsverräther gefangen, und schlugen ihn an die Folter. Man führte Wachen an die Gränzen, und hielt viele Tagsatzungen. Die catholischen Orte erneuerten ihre Bündnisse mit den catholischen Zugewandten, Spanien und Savoi, auch die Evangelischen hatten kürzlich mit Venedig und dem Markgraf von Baden neue Bündnisse errichtet, und suchten bey Frankreich Hilfe. Endlich gaben die IV. Orte den Kesselring los; und die fremden Heere an den Gränzen vereinigten sie wieder, sich gegen die allgemeine Gefahr von aussen zu schützen. Denn auch von einer andern Seite führte Frankreich mit Spanien Krieg in der benachbarten Grafschaft Burgund, welcher die Eidsgenossen beständig, aber vergebens, bemühet waren, Ruhe zu schaffen. Endlich machten die kriegenden Partheyen einen Friedensvertrag, in welchem auch die Schweiz durch die Bemühung des Bürgermeister Wettstein von Basel (1647.) für einen freyen und vom Reich unabhängigen Staat von den Europäischen Fürsten anerkennt wurde, als den sie sich schon lange betragen hatte. Basel und Müllhausen hatten diese Gesandtschaft veranlaßt, da sie seit einiger Zeit wieder zu Reichssteuren aufgefodert wurden.

Diese Kriege in Deutschland dauerten noch, als eine gefährliche Meuterey der Unterthanen sich durch viele Stände der Schweiz selbst verbreitete. Zürich und Bern hatten (1641.) wegen der häufigen Besatzung der Gränzen Auflagen auf Stadt und Land gemacht. Da empörten sich zuerst die Bauren des Berngebieths, und wurden mit Güte zur Ruhe gewiesen. Hierauf (1646.) schlugen die Herrschaften Kyburg, Wädenschweil, und Knonau den Zürchern die Steuer ab, und wurden mit

Gewalt in Ordnung gebracht. Nicht lange so zettelten (1653) die Unterthanen von Luzern im Entlibuch einen gewaltigen Aufruhr an, der sich weiter durch das Berngebiet, Basel und Solothurn ausbreitete. Die Strenge der Landvögte und neue Mandate wegen des Salz- und Pulververkaufs hatten zuerst die Bauren aufgebracht. Es gab keine Verführer unter ihnen; die meisten waren verführte. Alle Orte bewafneten sich, und zogen gegen diese Rebellen ins Feld, von denen zuletzt über 30000 einen unter sich errichteten Bund beschworen, ihren Obrigkeiten eine Menge Artickel vorgeschrieben, die Gesandte der übrigen Orte gefangen genommen, und Claus Leuenberger einen Bauer aus dem Berngebiet zu ihrem Obmann und Feldherrn gemacht hatten. Sie nahmen bereits die vornehmsten Pässe ein, belagerten Luzern, und stunden verschanzt vor der Stadt Bern, als die Zürcher sie bey Mellingen, die Berner bey Herzogen-Buchsee schlugen, und die Völker von Uri die Entlibucher zu Paaren trieben. Mehr als 20 von ihren Häuptern wurden hingerichtet. Sie mußten alle Kriegskosten bezahlen, und ihren Herren aufs Neue huldigen.

Plötzlich zündete der Religionshaß unter den Ständen selbst einen Krieg an. Einige Personen des Schweitzergebiets hatten die evangelische Lehre angenommen, und kamen auf Zürich. Die Zürcher baten, daß man nach altem Herkommen, und dem Landesfrieden zufolge, ihnen ihre Güter herausgeben möchte. Die Obrigkeit zu Schweitz hingegen, zog dieselben ein, und nahm die Leuthe gefangen, richtete sogar einige hin, welche noch ferner die Religion zu ändern wünschten. Die Bemühungen der unpartheyischen Stände und der fremden Gesandten waren vergeblich, und es standen bald mehr als 30000 Schweitzer mitten im Winter gegen einander im Feld. Nachdem aber die Berner (1656.) bey Vilmergen geschlagen worden, und die Zürcher vergeblich

Rapperschweil belagert hatten, nahmen beyde, die V. Orte einerseits, und die Zürcher und Berner von der andern Seite einen Frieden an, den die übrigen Orte gemacht hatten. Man nennt diesen Feldzug den Rapperschweiler-Krieg.

Aber alle Verträge konnten den einmal eingewurzelten Religionshaß nicht in Schranken halten. Eine liederliche Familie zu Frauenfeld, aus welcher der Vater zur römisch catholischen Religion übergetreten war, und dem die Zürcher die Kinder nicht folgen liessen, veranlaßte schon wieder (1664.) Kriegsrüstungen. Ein andermal ein Trupp muthwilliger Soldaten aus den innern Cantons, welche (1694.) bey ihrem Durchmarsch eine evangelische Gemeinde im Thurgäu am Gottesdienst hinderten, worüber einige aus ihnen todt geschlagen worden. Zu Glarus verursachte die Einlassung der Capuziner: und zwischen Zürich, Glarus, und den V. Orten, die Einführung der Messe zu Wartau im Sarganfischen eine Trennung und Erbitterung bis zum Blutvergiessen. Zu St. Gallen verschanzte sich der Abt im Kloster, und die Stadt gegen einander, nachdem (1697.) einige Priester die Bilder nicht auf den Armen ligend, wie es der Vertrag erforderte, sondern stehend durch die Stadt getragen hatten. Selbst der Calender erregte zum zweyten mal Unruhen. Nach 130 Jahren sollte (1701.) wieder ein Tag als überzählig durchgestrichen werden. Bey diesem Anlaß führten Zürich und Bern, nach dem Beyspiel aller deutschen Fürsten, den Gregorianischen Calender auch bey sich ein. Die evangelischen Appenzeller hingegen verwarfen ihn auf der Landsgemeinde, drohten ihren Landrath zu entsetzen, und sind daher noch heut zu Tage 11 Tage in ihrer Zeitrechnung später als die andern Eidsgenossen. Die evangelischen Glarner folgten ihrem Beyspiel. Auch die drey Bünde behielten den alten Calender, und St. Gallen entschloß sich erst nach 24 Jahren, den neuen anzunehmen.

Indessen beschäftigten in den evangelischen Ständen allerley Irrgläubige, besonders die Pietisten, die Obrigkeiten und die Geistlichen. Die letztern wollten, gleich den Widertäufern, alle Glaubensbekenntnisse und Catechismen abgeschaft wissen. Man hielt vergebliche Unterredungen mit ihnen, und wies sie endlich aus dem Land. Desto mehr hielt man steif auf äusserlicher Andacht und Frömmigkeit, weil eben die herrschenden Laster diese armen Leuthe zuerst gereitzt hatten, sich zu Aposteln aufzuwerfen und Busse zu predigen.

Das war der innerliche Zustand unsers Vaterlands: Indessen die Kriege des benachbarten Königs in Frankreich Ludwig XIV. den Eidsgenossen auch von aussen vielfache Gefahr und stäte Sorgen verursachten. Wegen beträchtlicher Summen unbezahlter Dienst- und anderer Gelder waren die Stände käumerlich zu bewegen mit ihm (1663.) das Bündniß zu erneuern. Als er (1675.) Burgund an den Gränzen der Schweitz eroberte, bewachten sie dieselben, bereit, ihn mit gesammter Macht zurückzutreiben, sobald er sie betreten würde. Zu ihrem grossen Verdruß baute er (1685.) die Vestung Hüningen neben die Stadt Basel. Hinwieder nahmen die evangelischen Orte Schaaren verfolgter Glaubensgenossen auf, die er aus seinem Reich verjagt hatte, nachdem ihre Fürbitten bey ihm vergeblich gewesen. Mit gleicher Großmuth nahmen sie sich auch derjenigen an, welche mit dem Namen Waldenser sich aus Piemont in die Schweitz gerettet hatten, und erschöpften sich beynahe durch reiche Steuern und Reisegelder. Endlich gerieth Ludwig (1701.) in einen gefährlichen Krieg mit dem deutschen Kayser, und seinen Bundsgenossen (Alliirten), weil er das Königreich Spanien an sein Haus bringen wollte. Die Schweitzer kamen sehr ins Gedränge; denn beyde Fürsten waren ihre Verbündete. Derselben Gesandte wandten alle Künste an, sie zu allerley gefährlichen Partheylichkeiten zu ver-

leiten; und der Krieg wütete verschiedne Jahre rings um ihre Gränzen her. Nichts destoweniger entschlossen sie sich tapfer nach dem alten und heilsamen Grundgesetz der Neutralität, keinem Theil einigen Vortheil zu geben, und denjenigen mit Gewalt abzutreiben, der es versuchte, ihr Land zu berühren. Mehr als 13000 Mann stunden immer in Bereitschaft; und bald dahin, bald dorthin sandte man Truppen, wo jedesmal die Gefahr am grösten war. Aber alle Vorsicht hinderte nicht, daß nicht bisweilen einzelne Stände sich von dem klugen Entschluß der andern trennten. Einmal drohte Frankreich Neuburg anzufallen, als (1706.) die Stände daselbst, d. i. die Ausgeschoßnen der Beamteten, des Adels und der Bürger, nach ihrem besondern Vorrecht, den König in Preussen, und nicht einen französischen Edelmann, wie Ludwig es wünschte, zu ihrem Oberherrn wählten. Allein die guten Gegenanstalten nöthigten ihn bald von diesen Gedanken abzustehn.

Zu Genf entstand (1707.) ein Zwist zwischen den Bürgern und der Obrigkeit, welcher die Wahlen und Aemter betraf. Man gab aber bald zu beyden Seiten nach. Bey dem Anschein des Ausbruchs einer neuen Gährung nahm der Rath Besatzung in die Stadt, und ließ etliche Bürger hinrichten.

Mittlerweile zettelte sich von langem her ein neuer einheimischer Krieg in der Schweitz selbst ab. Sint der Zeit, als die Grafschaft Toggenburg an das Gottshaus St. Gallen war verkauft worden, rissen die Aebte manche Freyheiten und Rechte der Einwohner an sich. Besonders setzte der Abt Leodegar tyrannische Landvögte über sie, welche in weltlichen Dingen mit allen, und in Religionssachen mit den Evangelischen insbesondre, hart umgiengen. Die gedruckten Toggenburger ruften endlich ihre Schirmorte Schweitz und Glarus gegen diese Tyranney um Hilf an. Allein der Abt behauptete, daß diese Stände nicht seine Richter seyen; und da sie sich

der Unterdrückten mit einigem Ernst annahmen, trat er in ein Schutzbündniß mit dem Kayser, und beklagte die zwey Orte vor der Eidsgenößischen Tagsatzung. Man nöthigte ihn aber das Bündniß mit dem Kayser zu zernichten. Die catholischen Orte, denen der Abt eine Religionssache daraus gemacht, bemühten sich nun, daß die Toggenburger wieder der Willkuhr des Abts überlassen werden möchten; und St. Gallen fieng an sie von neuem zu drücken. Zürich und Bern schickten nun Gesandte an den Fürsten, ihn mit seinen Unterthanen in Güte zu vereinigen; allein vergebens. Die catholischen Orte schlugen sich endlich vollends auf des Abts Seite, der ihnen Zürich und Bern verdächtig gemacht, als wenn sie die römisch-catholische Religion im Toggenburg ausreuten wollten; die Toggenburger aber setzten sich mit Beystimmung der zwey Orte in ihre alten Freyheiten. Mißtrauen und Trennung wurden täglich grösser. Der Abt besetzte seine Schlösser, deren hinwieder die Toggenburger sich bemächtigten. Endlich liessen die Zürcher und Berner auf der einen, und der Abt mit den V. Orten auf der andern Seite (1712.) Truppen gegen einander ins Feld rücken. Die Waffen der zwey Stände gewannen bald die Oberhand. Glarus und die übrigen unpartheyischen Orte arbeiteten nun zu Arau am Frieden, der aber erst nach dem Ueberfall bey der Seisser-Brücke, und der Schlacht bey Vilmergen, in der die Berner die Völker der V. Orte geschlagen, endlich unterschrieben wurde. Die V. Orte traten an Zürich und Bern ihre Rechte auf Baden, die Untern freyen Aemter, und Rapperschweil ab: Bern ward in die Regierung des Thurgäus und Rheinthals aufgenommen; der alte Landsfriede von 1531. herausgegeben, und ein neuer errichtet, der von bessern Folgen war.

Zwölfter Zeitraum.

Aufnahm der Wissenschaften und Künste des Friedens. Ao. 1713. bis Ao. 1790.

Der Friede von Arau veranlaßte Anfangs in den V. Orten Aufruhr, so daß die Obrigkeit zu Luzern genöthigt war, die Stadt mit Truppen zu besetzen, und die Häupter der Empörung hinrichten zu lassen. Die Einwohner des Livinerthals aber, welche Sold für ihre Kriegsdienste foderten, wies man mit guten Worten heim. Auch die catholischen Orte machten mit Frankreich, welches in dem berühmten Krieg um die spanische Krone durch unaufhörliche Niederlagen gedemüthigt (1714.) einen Frieden mit den Allürten zu Baden geschlossen hatte, (1715.) ein Schutzbündniß, eh noch das letztere von 1663. zu Ende gegangen war. So wollten auch der Bischof von Constanz, und die Aebte und Klöster im Thurgäu sich anfangs dem Landsfrieden widersetzen. Allein für die Zukunft stiftete dieser Vertrag hauptsächlich Ruhe. Denn er stopfte die vornehmste Quelle der ehmaligen Mißverständnisse unter den Ständen selbst, und in den gemeinen Herrschaften; indem er beyde Religionen in völlige Gleichheit setzte, und Ehrenstellen, Aemter, Gerichte, Rechte, Einkünfte, Kirchen und Kirchhöfe, in den letztern sorgfältig getheilt wurden. Zürich und Bern aber gaben in den neu erhaltenen Vogteyen das Beyspiel der größten Vertragsamkeit.

Inzwischen wollte der Abt von St. Gallen, Leodegar, allein noch nichts vom Frieden hören, und die zwey Stände hielten seine Länder bis nach seinem Tod besetzt. Sein Nachfolger, Joseph, nahm die schon zu Arau gemachten, und nun zu Baden noch mehr bestimmten Vorschläge an, und ward (1718.) in alle seine Herrschaften wieder eingesetzt. Auch die Toggenburger schwuren ihm den Eid der Treue, nachdem er ihre Frey=

heiten in geist. und weltlichen Dingen bestätigt, und Zürich und Bern, sie dabey zu schützen, versprochen hatten. Es entstunden zwar von Zeit zu Zeit wieder einige neue Streitigkeiten zwischen den Aebten und Landleuthen, besonders wegen des Kriegswesens, welche aber nach langen Bemühungen 1759. berichtiget wurden.

Mittlerweile verlohr auch der Nuntius des Pabsts, der nicht eine geringe Ursache der bisherigen Unruhen gewesen war, von seinem Ansehn bey den catholischen Ständen. Da die Stadt Luzern (1722.) eine ihrem Land nützliche Verordnung wegen der Klöster machte, der Nuntius aber sie dafür in den Bann that, und sie ihm dagegen den Aufenthalt bey ihnen verbot; brachten die andern Orte es endlich dahin, daß der letztre seinen Bann, und die erste ihre Verordnung zurücknahm. Ein ander mal verwiesen die Luzerner einen Landpfarrer, der sich ihren Befehlen widersetzt hatte. Der Nuntius begab sich unwillig weg nach Altorf. Die Stadt aber ließ sich (1725.) sogar von den Drohungen des Pabsts selbst nicht schrecken, welchen die übrigen catholischen Orte zu begütigen suchten.

Hie und da entstunden in einzelnen Ständen Aufruhren durch die Bedrückungen obrigkeitlicher Personen, oder die Unzufriedenheit und den Mißverstand der Unterthanen, die man bald mit Güte, und bald mit Gewalt stillte. So schlugen die Werdenberger um geringfügiger Ursachen willen (1721.) ihren Oberherren, den Glarnern, die Huldigung ab, und wurden durch die Furcht der Waffen zur Ruhe gewiesen. Eben das thaten auch die Einwohner von Wilchlingen (1728.) gegen die Stadt Schaffhausen; eine Eidsgenößische Gesandschaft besänftigte die Bauren. Die evangelischen Appenzeller hatten sich (1732.) über einen Streithandel unter einander selbst getrennt. Die einten wollten der einen Parthey alles bewilligen, und nannten sich die Linden, die anderen weniger, und wurden die Harten betitelt.

Sie wollten sämmtlich schon zu den Waffen greifen, als sie, durch die Vorstellungen der übrigen Eidsgenossen gewonnen, sich wieder auf einer Landsgemeine vereinigten. Auch entstunden zu Zug (1733.) einige Meutereyen wegen der Austheilung der Pensionen u. dgl. Etliche Schuldige entwichen, oder wurden bannisirt, und der Bund von 1715. von diesem Stand aufgegeben. Noch heftigere Unruhen entstunden zu Genf, als die auf ihre Freyheit eifersüchtigen Bürger (1734.) zu den Waffen griffen, weil der Rath eine Auflage gemacht, und einige Bürger wegen aufrührischen Reden verwiesen hatte. Der französische Gesandte, und die Deputirten von Zürich und Bern, der Genfer Bundsgenossen, söhnten sie wieder aus. Eben so that (1739.) der Bischof zu Basel gewaltthätige Eingriffe in die Rechtsammen der unter seiner Oberherrschaft stehenden Stadt Neustadt. Die Stadt trennte sich in Partheyen; etliche von Bern und dem Bischof gesetzte Schiedrichter stellten für einmal die Ruhe wieder her. Allein das Mißvergnügen zwischen dem Bischof und andern seiner Unterthanen nahm von neuem (1740.) überhand. Der erstere, welcher in seiner eignen Residenz nicht mehr sicher war, hieng sich an Frankreich, und stillte mit einem Trupp französischer Soldaten den Aufruhr bald wieder, indem er etliche der Aufrührer gefangen nahm.

Noch gefährlicher war eine Verschwörung einicher Bürger (1749.) zu Bern, welche die Verfassung des Staats umkehren, und sich dadurch den Weg zu Ehren und Aemtern bahnen wollten. Man entdeckte den Anschlag noch zu rechter Zeit, und die Rädelsführer wurden hingerichtet. Die Einwohner des Livinerthals verlohren (1755.) die ihnen neulich geschenkten Freyheiten, und mehrere dazu, als sie sich bey Anlaß eines Waysen-Mandats gegen ihre Obern, die Urner, empörten. Aus Furcht vor den anrückenden Völkern der übrigen Stände ergaben sie sich, und die Anführer wurden ebenfalls am

Leben gestraft. Bey Anlaß einer allgemeinen Unzufriedenheit über die Austheilung der Pensionen, sagte sich (1764.) Schweitz von dem Bündniß mit Frankreich los, und seine Truppen wurden heimgeschickt. Bald darauf entstuhnden neue Unruhen (1766.) zu Genf, wegen der Wahl der Standeshäupter. Die Bürger verwarfen sogar einen Entwurf, den der Gesandte Frankreichs und die Deputirten von Zürich und Bern, welche dahin kamen, gemacht hatten. Es erfolgte vergebens ein Rechtsspruch. Aber jetzt versöhnte die Obrigkeit sich selbst mit den Mißvergnügten durch Mittheilung neuer Freyheiten.

Noch ernsthafter war die Beunruhigung der Stadt Neuburg. Dieselbe wagte es, (1768.) bey Verlurst des Burgerrechts zu verbieten, Lehen oder Pachten anzunehmen, durch welche der König von Preussen, ihr Oberherr, seine Einkünfte im Fürstenthum zu beziehen pflegte. Zornig entsetzte der Gouverneur einige Räthe, und der Rath zu Bern, welcher zwischen dem König und der Stadt Richter ist, verurtheilte die letztere, und eignete dem erstern einige neue Vorrechte ein. Die Neuburger nahmen den Rechtsspruch aus Furcht an, und der Haß des Volks fiel auf Gaudot, einen königlichen Beamteten, der des Königs Sachen zu Bern, sagten sie, zu ihrem Schaden betrieben hatte; es ermordete ihn in seinem eignen Zimmer. Die Stadt ward vom König und von Bern für rebellisch erklärt. Bern, Luzern, Freyburg und Solothurn, ihre Schirmorte, besetzten sie. Die Bürger wurden entwafnet; 10 der Vornehmsten strafte man in Bildnissen, als sie geflohen waren. Die Stadt mußte eine grosse Geldbusse bezahlen, erhielt aber durch ihren neuen Gouverneur, General Lentulus, ihre alten Freyheiten wieder. Nach einigen Jahren (1782.) erhoben sich zu Genf neue innere Unruhen zwischen dem grösseren Theil der Burgerschaft, unter dem Nahmen der Repräsentanten, und dem kleineren, oder den Negativs, an deren Spitze der Senat stand, über

die Rechte der verschiedenen Classen der Einwohner. Man übte Gewaltthätigkeiten aus. Es kam dahin, daß sich Zürich von der Garantie der Verfassung der Stadt los sagte, und in die alte Verbindung zurück trat: und Truppen von Frankreich, Savoy und Bern die Stadt einnahmen. Eine beträchtliche Zahl von Unzufriednen ward verbannt. Viele andre Familien entfernten sich freywillig. Die Stadt bekam eine stärkere Garnison: welche die Bürger nach einiger Zeit vertrieben: die nun an einer neuen Regierungsform künstelten, welche noch nicht auf festen Fuß eingerichtet ist. Die Unzufriedenheit der Bauren zu Hallau im Kanton Schaffhausen über verschiedene ältere und neuere Beschwerden artete (1790.) in Empörung aus, die sich indessen in Güte besänftigen ließ. Auch Wallis erfuhr (1790.) innere Gährungen, da sich die Unterthanen im Unterwallis vom Gehorsam gegen die Landvögte lossagten. Allein auch hier legten Drohungen die Sache bey. Aus gleicher Quelle der im benachbarten Frankreich herrschenden Gährung entstanden (1790.) Bewegungen in dem deutschen Theile des Bistums Basel, wohin kaiserliche Truppen berufen wurden, sie dämpfen zu helfen.

Inzwischen dauerten alle diese Unruhen entweder kaum wenige Wochen, oder wurden durch Vermittlung allemal im Stillen beygelegt. Auch die fremden Kriege, welche Frankreich oder Preussen mit Oesterreich zu verschiednen malen führten, und die Gährungen in Frankreich selbst, beunruhigten die Stände nicht sehr, weil sie ganz unpartheyisch nur für ihre Gränzen besorgt waren, welche sie einige male gegen die kriegenden Armeen bewachten. Entstunden Streitigkeiten zwischen irgend einem benachbarten Fürsten und ihnen, so wurden sie durch Unterhandlungen beygelegt; durch eine solche kaufte Zürich (1772.) die Oberherrschaft über Ramsen an sich. Und eben so wurden verschiedene Mißverständnisse unter den Ständen selbst gütlich vertragen, bey dergleichen sie

Bayerische Staatsbibliothek München

ehmals aus Religionshaß sogleich zu den Waffen gegriffen hatten.

Dieses machte die Tagsatzungen immer seltner. Die Obrigkeiten bekamen Zeit an der innern Verbesserung des Landes zu arbeiten, und stellten Ordnung, Ruhe und Anmuth des Lebens von allen Seiten her. Den einreissenden Seuchen, Hunger und Krankheiten, kamen sie so viel möglich durch nützliche Mandate, Anstalten, und eigens geordnete Räthe und Beamteten zuvor. Den Armen, Unglücklichen und Waysen thaten sie durch kostbare Anstalten Vorsehung. Sie entladeten das Land von fremdem verdächtigen Gesind, das von den Kriegsheeren der grossen europäischen Fürsten, die bald zahllos vermehrt, und bald wieder abgedankt wurden, sich in die ruhige Schweitz flüchtete. Sie beförderten die Anbauung des Landes durch Anleitung, Preise, Versuche u. dgl., die Künste, und Gewerbe durch Landstrassen, Gesetze, und alles, was zum Glück des Landes dienen konnte.

Besonders ward der Feldbau niemals so eifrig betrieben, noch wurden so mancherley Früchte gepflanzt, als in diesen neusten Zeiten. Die nützlichen Erdäpfel wurden ins Land gebracht; der Torf aus der Erde hervorgefunden, an verschiedenen Orten wurden Steinkohlen gegraben, und neue Arten von Gras, Obst und Getrayde versucht. Gelehrte machten mühsame und kostbare Reisen in alle Gegenden unsers Vaterlands; so daß fast keine Art von Pflanzen, oder Thieren, oder nützlichen Metallen und Steinen u. s. f. unbekannt blieb. Scheuchzer und Johann Geßner von Zürich, und sein Freund Albrecht Haller von Bern hat es hierinn allen zuvorgethan. Auch entstuhnden Gesellschaften; die physicalische zu Zürich, die öconomische zu Bern, welche theils die neuen Erfindungen dem Volk bekannt machten, theils die Bauren durch Preise zum Fleiß und nützlichen Versuchen aufmunterten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die Künste und Gewerbe breiteten sich in Städten und Ländern, besonders aber im Zürcher-Berner- und Baselergebiet, zu Genf und Neuburg, in Glarus und Appenzell, in St. Gallen und im Toggenburg, je länger je weiter aus. In den Thälern bey Neuburg und zu Genf wird eine unglaubliche Menge Uhren verfertiget. Drotz, Vater und Sohn, von Motier, haben in derley Kunstwerken alles übertroffen, was noch je gesehen worden. Die Music, die Bildhauer-Mahler- und Zeichen-Kunst gewannen täglich mehr Liebhaber. In Zürich und Bern wurden denselben öffentliche Gebäude gewidmet. Ein grosser Theil der Einwohner der Orte Zürich, Bern, Glarus, Basel und Appenzell ernährt sich vom Spinnen und Weben.

Auch die Wissenschaften, besonders der Naturkenntniß, der Religion und Sittenlehre und der Geschichte, haben in diesen neusten Tagen sich weiter ausgebreitet. Ein neuer Eifer hat sich, wie in den Zeiten der Reformation, vieler Gemüther bemächtigt, daß sie mit Muth Vorurtheile und irrige Menschensatzungen bestritten. Nie haben sich seitdem so viele Gelehrte zugleich, beydes des geistlichen und weltlichen Standes, in Zürich, Basel, Genf, bey Hause und in fremden Ländern, durch ihre Schriften einen so grossen Ruhm erworben als jetzt. Auch unter dem Volk nahm das Ansehn der Zauberkünste ab. Die Geistlichen haben allmählig nachgelassen auf die zu schimpfen, welche andern Glaubens sind, und die Duldung ward allgemeiner. Zu Schinznach haben Eidsgenossen von beyden Religionen eine vertrauliche Gesellschaft gestiftet, die sich nun jährlich zahlreich zu Olten versammelt; eine eben so gemischte militarische that sich anfangs zu Sursee, hernach zu Arau zusammen. Und der Magistrat zu Solothurn ließ für die Genesung eines Gesandten von Zürich in der Kirche beten, als er in dieser Stadt krank geworden.

Und so hat der lange Friede den Zustand unsers Vaterlands nicht wenig geändert. Das Volk auf dem Lande hat sich bey tausenden jährlich gemehret, obgleich immer 50000 Soldaten bey fremden Fürsten um Sold Kriegsdienste thun, und beständig Schaaren von reisenden Jünglingen aus vornehmen Geschlechtern, Kaufleuten, Handwerkern, u. a. m. in der Fremde sind. Auch die äussere Gestalt von Dörfern, Flecken und Städten hat sich merklich verschönert. Bern gleicht an Pracht der Gebäude einer Königsstadt, und die kleinern Städte des Landes ahmen ihr nach. Zu Genf, Neuburg, Lausanne und in der ganzen Waat halten sich immer eine Menge Fremdlinge von allerley Stand und Sitten mit Vergnügen auf; und diese Orte dünken sich die beste und angenehmste Lebensart zu kennen. Die ganze Nation der Schweitzer ist geschmeidiger, und ihre Sitten sind sanfter geworden.

Allein der häufige Umgang mit Fremden, und der Reichthum an baarem Gelde, welches die Gewerbe einbrachten, besiegten zugleich die alte Einfalt, Arbeitsamkeit und Genügsamkeit. In der von Fremden unbesuchten, den Gewerben verschlossenen, gebürgigen Schweiz, gleicht das Leben noch am meisten den Sitten der Alten. Eine edle Gastfreygebigkeit herrscht noch in den Alpen des Berngebiets, Freyheitsliebe in den innern Ländern, und ein treuherziger aufrichtiger Sinn in den noch einsamern Gegenden. Die Zürcher haben ungläubliche Steuren und Allmosen von Zeit zu Zeit zum Besten einheimischer und fremder Unglücklicher zusammen getragen. Inzwischen haben auch in den Bergen vornemlich die fremden Kriegsdienste vieles geändert. Besonders aber fangen die Städter an, sich groß zu dünken, in weiten mit fremden Zierarten beladnen Häusern, fremden Gerichten und Getränken, und in täglich änderndem Kleiderstaat. Die Zahl der Bedienten ist bald überall grösser, als die der Bürger, denn die mühsamen

Geschäfte des Hauswesens, der Kindererziehung und nützlicher Thätigkeit werden an das Lesen oft der schlechtesten Bücher, an Putz und Gesellschaften vertauscht. Die angenehmen Künste, und die, welche der Ueppigkeit und Wollust dienen, sind die gewinnreichsten geworden. Selbst die Landleuthe haben den Städten Hoffart, Weichlichkeit und ein leckerhaftes Wesen abgelernt. Toback, Coffe und Thee wird selbst in den tiefsten Gebürgen getrunken.

Diese Verfeinerung der Sitten und Lebensart hat der Nation unglaublich geschadet. Die weichliche Jugend erreicht nun die Leibesstärke und den kühnen Muth der Alten nicht mehr. Aller Gewinn reicht nicht hin, das anzuschaffen und zu geniessen, woran man sich dergestalt verwöhnt hat. Die Bauren führen unaufhörliche Streithändel vor den Gerichten, und stürzen sich in immer grössere Schulden. Einmal rotteten sich Truppen unzufriedner Landleuthe im Luzernergebieth zusammen, und drangen in die Obrigkeit, die Zinse herabzusetzen. Die Stadt bewaffnete ihre Bürger, nahm die Deputirten der Landleuthe gefangen, und schickte sie endlich alle wieder heim. Zu Zürich eröfnete man eine Bank (Zinscommißion) die Schuldenlast auf dem Land zu verringern. Die gewerbtreibenden Landleuthe vermehrten ihren Gewinn durch betrügliche, diebische Künste; und ihr üppiges Leben stürzte sie von Zeit zu Zeit, wann Theurung einbrach, oder die Gewerbe stockten, in die schrecklichste Armuth. Städter mußten häufig den Verfolgungen ihrer Gläubiger sich durch die Flucht entziehen. In den freyen Ländern trennte man sich nicht selten in Partheyen bey Bestellung der Aemter, oder gerieth in Streit über der Austheilung der fremden Pensionen und Jahrgelder. Den Beamteten waren die Einkünfte ihrer Vorfahren nicht mehr genugsam. Zu Luzern fand man sich einmal genöthigt, verschiedne, die ihre Hände an das gemeine Gut gelegt, zum Ersatz zu zwingen, und

hie und da, besonders in den gemeinen Herrschaften sah man gewaltthätige und eigennützige Vögte das Landvolk drücken. Da die Pfründen der Geistlichen gemeiniglich mit mäßigen Einkünften versehen sind, so haben sich die vornehmen Geschlechter diesem Stand entzogen, der allmählig gering geschätzt wurde. Ueberall nahm Verachtung der Religion, der Gesetze, der Eltern, der Zucht und Ehrbarkeit überhand.

Diesen Uebeln zu steuren haben die Obrigkeiten wettgeeifert, durch Prachtgesetze und nützliche Anstalten die alte Genügsamkeit, Arbeitsamkeit und ernsthaftere Sitten wieder herzustellen. Man hat Kleinodien, öffentliche Tänze, Glücksspiele u. s. w. entweder überall verboten oder eingeschränkt. Man hat die Schulen entweder ganz neu eingerichtet, wie zu Zürich, oder doch verbessert. Zur Erhaltung des Friedens und des alten Ruhms der Schweitzer wurde das Kriegswesen auf einen bessern Fuß gesetzt, das Volk mit den neusten Kriegsübungen bekannt gemacht, und fürs Vaterland in Bereitschaft gestellt. Endlich haben die Eidsgenossen alle zu Bevestigung ihres äussern Ansehens und ihrer Unabhängigkeit, anstatt des Bündnisses von 1715 einen neuen Schutzvertrag mit Frankreich (1777.) errichtet.

Zeitrechnung
der wichtigsten Begebenheiten.

Alte Geschichte.
— Ao. 1308.

Jahrzahl v. Christo.		Seite
	I. Zeitraum. Die alten Einwohner.	8.
57	Feldzug der Helvetier in Gallien.	9.
56	Die Völker in Wallis werden besiegt.	9.
40	Die Rhätier werden den Römern unterworfen.	10.
n. Christo.	II. Zeitraum. Die römische Herrschaft.	10.
100	Einfälle der Allemannen.	11.
300	Ausbreitung der christlichen Religon.	12.
400	Die Burgunder nahmen den mittäglichen Theil ein.	12.
450	Die Allemannen bemächtigten sich des übrigen.	12.
	III. Zeitraum. Die Burgunder und Allemannen.	13.
460	Einfälle der Gothen und Hunnen.	14.
496	Sieg der Franken bey Tolbiack.	14.
513	Die Franken reissen Burgund an sich.	15.
	IV. Zeitraum. Die Fränkische Herrschaft.	15.
800	Kayser Carl der Grosse regiert.	17.
840	Ein Theil der Schweitz wird zu Deutschland, der andere zu Italien gerechnet.	18.
888	Ein Graf von Stretlingen errichtet das Königreich Burgund.	18.
	V. Zeitraum. Burgundische Könige, und Herzoge in Allemannien.	18.
911	Das Herzogthum Allemannien wird wieder aufgerichtet.	26.
936	Ursprung der Städte in der Schweitz.	20.
1032	Burgund kömmt wieder an das deutsche Reich.	21.
	VI. Zeitraum. Die deutschen Kayser.	22.
1033	Graf Eudo wird Regent von Burgund.	22.
1056	Kriege mit den Päbsten.	23.
1120	Kreutzzüge.	24.
1218	Das Herzogthum Allemannien geht zu Ende.	25.
1220	Morgenländische Pracht. Künste, Sitten.	26.
1273	Graf Rudolf von Habspurg wird Kayser.	28.
1298	Albrecht sein Sohn wird Kayser.	28.

Mittlere Geschichte.
Ao. 1308 — 1519.

	VII. Zeitraum. Bündnisse der Eidsgenossen.	29.
1308	Erstes Bündniß der drey Länder.	32.
1315	Schlacht am Morgarten. Ewiger Bund.	33.

Jahrzahl n. Christo.		Seite
1332	Aufnahm der Stadt Luzern in den Bund.	34.
1351	— — — Zürich —	35.
1352	— des Lands Glarus und der Stadt Zug. —	36.
1353	— der Stadt Bern. —	36.
1386	Schlacht bey Sempach.	38.
1388	Schlacht bey Näfels.	38.
1389	Erster Friede mit Oesterreich.	38.
	VIII. Zeitraum. Alte einheimische Kriege.	39.
1400	Appenzeller Krieg.	39.
1415	Eroberung des Argäus, Baden, Freyämter.	40.
1436	Alte Zürichkrieg.	41.
1451	Abt zu St. Gallen wird ein zugewandts Ort.	45.
1454	Stadt St. Gallen. — —	45.
1468	Einnahm des Thurgäu.	45.
	IX. Zeitraum. Kriege mit fremden Fürsten.	46.
1474	Burgundische Kriege.	46.
1481	Freyburg und Solothurn werden in den Bund aufgenommen.	51.
1497	Der graue Bund ein zugewandtes Ort.	52.
1499	Der Schwabenkrieg.	52.
1501	Basel und Schaffhausen kommen in den Bund.	53.
1500	Mayländische Kriege.	53.
1513	Appenzell kommt in den Bund.	55.

Neue Geschichte.

Ao. 1519 — 1790.

	X. Zeitraum. Die Kirchenverbesserung.	57.
1524	Reformation der Stadt Zürich.	59.
1528	— — — Städte Bern, Basel, Schaffhausen, St. Gallen, Biel, Müllhausen.	60.
1531	Schlacht bey Cappel.	69.
1535	Reformation der Stadt Genf.	71.
1536	Eroberung der Waat.	72.
	XI. Zeitraum. Neue innere Zwistigkeiten.	76.
1597	Theilung des Appenzeller-Lands.	81.
1620	Veltliner-Krieg.	83.
1653	Bauren-Krieg.	87.
1656	Rapperschweiler-Krieg.	88.
1712	Zwölfer-Krieg.	91.
	XII. Zeitraum. Aufnahm der Wissenschaften und Künste.	93.
1713	Aufnahm der Künste und Gewerbe.	99.
1740	— — — Wissenschaften.	99.
1760	Aenderung der Lebensart und Sitten.	100.
1777	Neuestes Bündniß mit Frankreich.	102.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kurze Geschichte der Schweiz

Zürich 1791

Helv. 329
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10453496-4
VD18 14468964-001